

Daheim

mit der Jugendbeilage „Die Arche Noah“



Bildnis ♦ Gemälde von Max Kimboeck

.....
 Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7b. Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Anzeigen-Aannahme: Velhagen & Klasing's Anzeigenverwaltung, Abteilung Daheim, Leipzig C 1, Hospitalstraße 27 ♦ Wöchentlich eine Nummer. Preis monatlich 2 G.=M., Einzelnummer 50 Pf., zuzügl. ortsüblicher Zustellungsgebühren

Für jede Mutter von größtem Interesse!

Biomalz



Kinder haben Biomalz dringend nötig. Biomalz enthält die Stoffe, die der Körper in den Jahren der Entwicklung und des Wachstums hauptsächlich gebraucht.

„Beiliegend sende ich Ihnen ein Bild meiner fünf Jungen. Alle gesund und kräftig dank ihrer Vorliebe für Biomalz. Wöchentlicher Konsum allerdings auch zwei bis drei Dosen.

Ich habe bei allen fünf Jungen die Erfahrung gemacht, was besonders für jede Mutter von größtem Interesse sein dürfte, daß die sogenannten Kinderkrankheiten durch erhöhte Verabreichung von Biomalz jedesmal schneller und leichter überstanden wurden und die Gewichtsabnahme nur geringfügig war.“

K. Sch., M.

Biomalz (für Alle) Mk. 1.90

Biomalz mit Eisen (zur Stärkung für Blutarme und Bleichsüchtige) . Mk. 2.50

Biomalz mit Kalk extra (zum Knochenaufbau der Kinder und für Lungenleidende) Mk. 2.50

Biomalz mit Lebertran (vitaminreich, herrlicher, reiner Biomalz-Geschmack) Mk. 2.50

Biomalz mit Lecithin D.R.P. (enthält das Nervennährmittel in einer neuartigen patentierten Bindung, die seine gründliche Aufnahme in den Körper verbürgt) Mk. 5.—

Erhältlich in Apotheken, Drogerien und einschlägigen Geschäften. Angeblich ebenso gute Nachahmungen weist man energisch zurück!

Biomalz-Fabrik Gebr. Patermann, Teltow bei Berlin 91.

FOX



Meine Frucht-Flammeris schmecken so rein und fein, so ganz anders!

Wissen Sie, woher das kommt, liebe Leserin?

Bei mir wird jeder Flammeri, erst recht ein Frucht-Flammeri, mit kalt angerührtem Mondamin (90 g auf 1 Liter Flüssigkeit) zubereitet. Das reine Frucht-aroma kommt voll zur Entfaltung, weil Mondamin sich nicht vordrängt, sondern es stützt. Und wie kinderleicht ist solch ein Flammeri zu bereiten! Er mißlingt niemals, ist nie zu locker, nie zu hart. Daß er noch dazu so nahrhaft und bekömmlich ist, schafft dem Frucht-Flammeri mit Mondamin immer neue Freunde, und mir als Hausfrau wird das Lob zuteil, das eigentlich dem Mondamin gebührt.

Wichtig!

Neben Mondamin gibt es jetzt auch Puddingpulver aus echtem Mondamin zu 10, 15 und 25 Pfennig.

Eine von den Millionen, die auf MONDAMIN schwören.

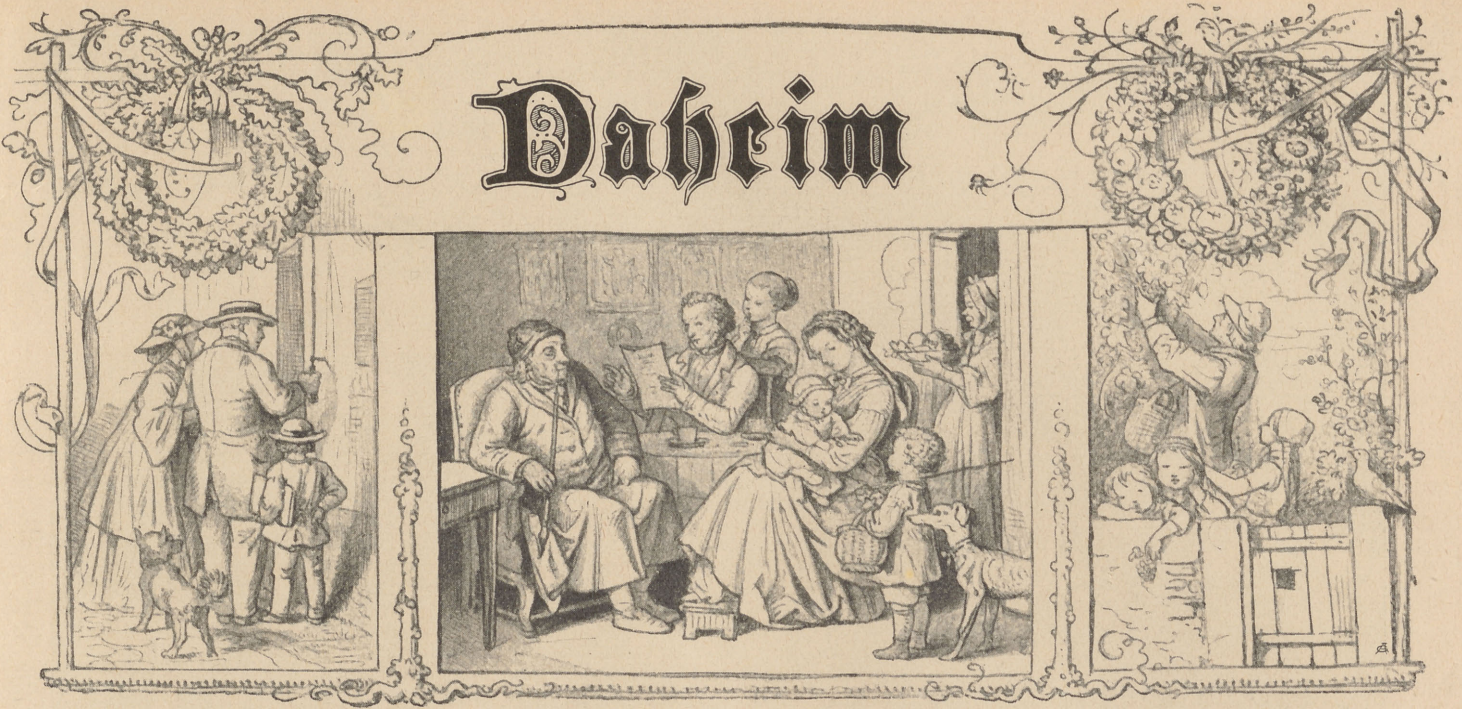


Angenehm frischer Hauch durch
ODONTA
ZAHNWASSER
die beste Pflege für Mund und Zähne

Mk. 1.—, 150. 2.—

F. WOLFF & SOHN

Daheim



Die Ankunft unserer Ozeanflieger in der Heimat.

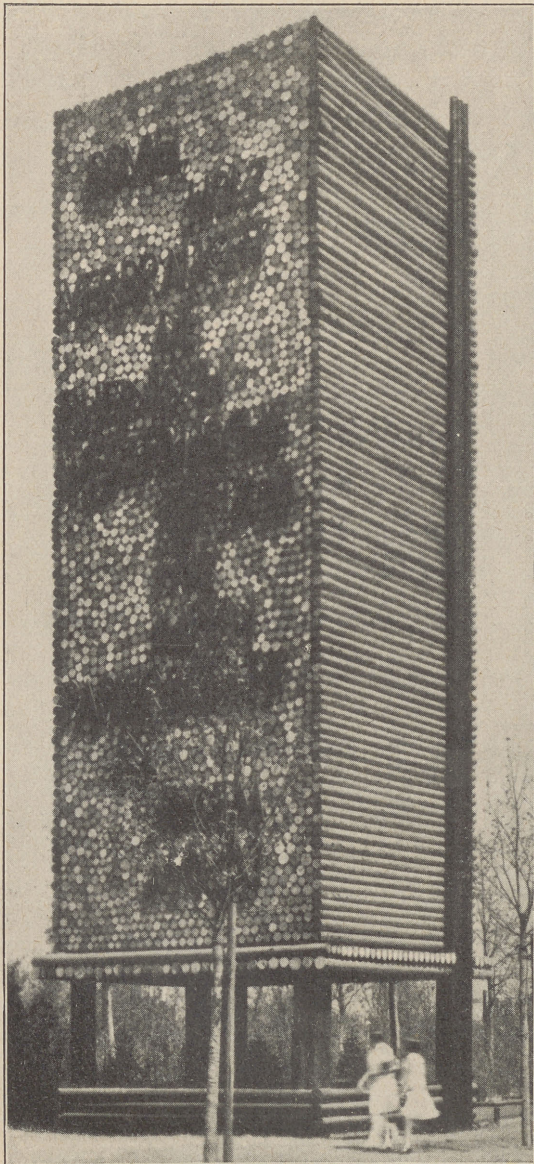
Günefeld, Fitzmaurice und Köhl auf dem obersten Deck des Blonddampfers „Columbus“ im Augenblick des Anlegens an den Kai in Bremerhaven. Links neben den Fliegern: Frau Köhl und Günefelds Mutter. (G. Pahl.)

Nachdruck verboten.

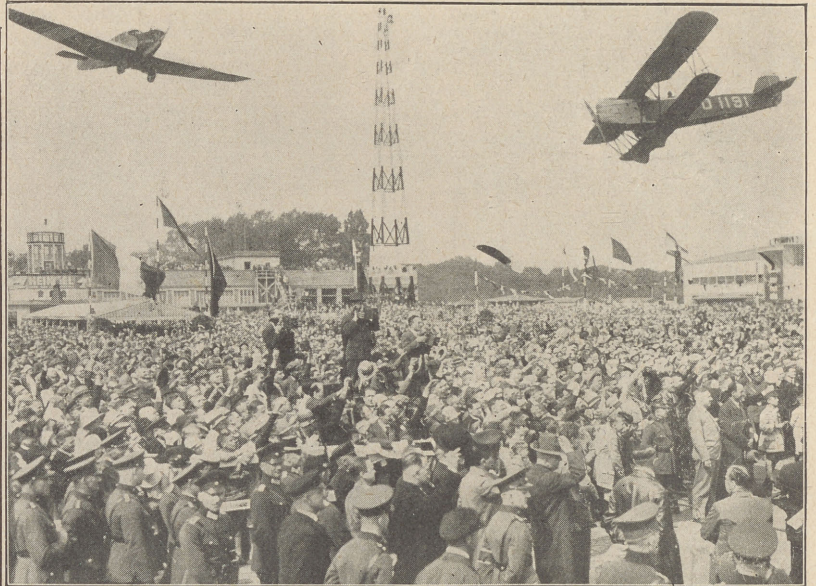


Röhl, Hünefeld und Fihmaurice in der Reichshauptstadt.
Die Ozeanflieger ziehen durch das Brandenburger Tor in Berlin ein.
(Photothek.)

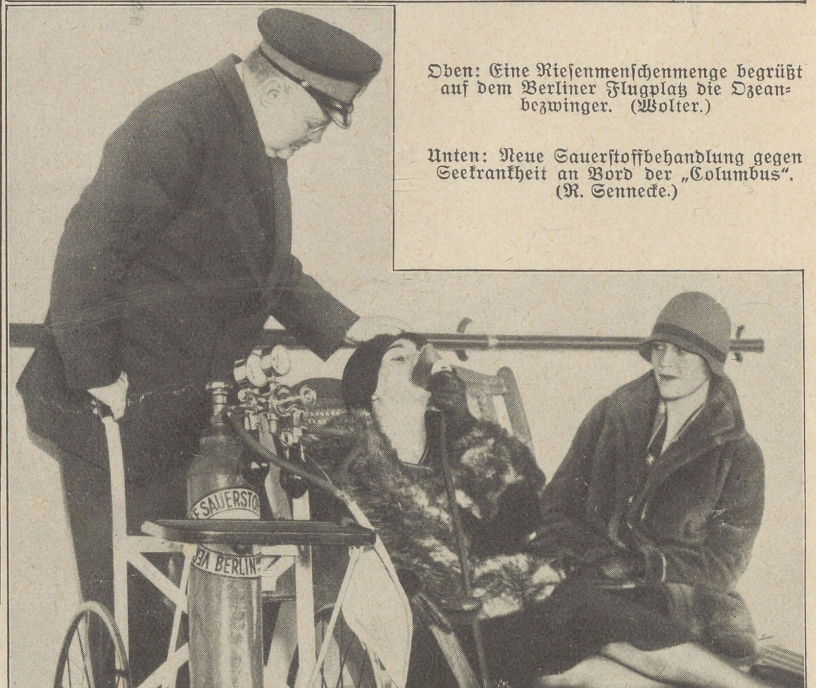
Die „Europa“, das Schwesterflugzeug der „Bremen“, landet auf dem Berliner Flugplatz. (W. Ruge.)



Von der Kölner Pressa: Ein Holzturm veranschaulicht die Holzmenge, die aufgewendet werden muß, um den monatlichen Papierverbrauch einer großen Tageszeitung herzustellen. (Atlantic.)



Oben: Eine Riesenmenschenmenge begrüßt auf dem Berliner Flugplatz die Ozeanbezwinger. (Wolter.)



Unten: Neue Sauerstoffbehandlung gegen Seekrankheit an Bord der „Columbus“. (R. Sennede.)



Königssprung über sieben Pferde, ausgeführt bei einem Sportfest der österreichischen Reichswehr.



Miss Earhart, die erste Frau, die den Atlantik überflog.



Fünfhundert Schwedenkinder kommen nach Deutschland, um hier im Austausch gegen deutsche Kinder ihre Ferien zu verbringen. (H. Horlemann.)

Das nordische Bayreuth. Von Carl Lange-Oliva.

Achttausend Zuschauer an einem Abend! Das klingt wie der Bericht eines Fußballmatches oder eines ähnlichen sportlichen Ereignisses. Unsere Zeit ist auf Sensation und Attraktion, auf äußeres Gepräge und Gepränge eingestellt. Und doch gibt es noch andere Welten, andere Freuden und innerliche Wirkungen großer Veranstaltungen, die das Volk erfassen, bewegen, ergreifen, mit sich fortreißen!

Achttausend Zuschauer für eine künstlerische Veranstaltung! Raum glaublich erscheint uns diese Tatsache, die Jahr für Jahr die

herrlich gelegene Zoppoter Waldoper bei ihren Aufführungen von Werken Wagners erlebt.

Wenn der Strom der Menschen sich vom Bahnhof auf die Höhe am Schützenhaus in das wundervolle Waldgelände bewegt, dann erfährt den, der es zum ersten Male schaut, eine tiefe Andacht. Und alte Mütterlein mit ihren Klappstühlen wandern den be-

schwerlichen Weg hinauf, um von der ersten Reihe der Stehplätze aus die herrliche Musik auf sich wirken zu lassen. Mehrere Stunden gilt es zu warten und dann zu lauschen, vom Nachmittag bis zum Abend, vom Abend zur Nacht, wenn die Sterne auf dem Heimweg leuchten. Ja, es ist eine Volksbewegung geworden, die nicht nur den Freistaat Danzig, sondern den ganzen Osten und die vielen Waldoperfreunde aus dem Reich erfaßt hat. Der Kreis wächst. Die Wirkung steigt. Die besten Wagnersänger finden sich zusammen. — Hier fann den

Deutschen auf dem Wege, den die Zoppoter Waldoper mit ihren vorbildlichen Aufführungen gewiesen hat, jenes Nationaltheater entstehen, das unter der unendlichen Größe des besternten Himmelssdome jedes kostspieligen und illusionshindernen steinernen Theaterpalastes für die Vielen entraten kann und dem einfachsten und unbemittelten deutschen Volkes



Die „Götterdämmerung“ in der Zoppoter Waldoper unter musikalischer Leitung von Prof. Dr. Max von Schillings. Siegfried: Rudolf Ritter, Brünhilde: Frida Leider.



„Lohengrin“ in der Zoppoter Waldoper.

genossen eine „moralische Anstalt“ öffnet, die der frühen Antike ein selbstverständlicher Nationalbesitz war.

In diesem Jahr wird „Parsifal“ unter Prof. Dr. Max von Schillings' musikalischer Leitung gegeben. Die ersten Wagnerfänger haben sich um ihn geschart. Die Regie führt wieder Oberspielleiter Hermann Merz, der schon seit Jahren die schwersten szenischen Probleme überwand und überraschende Lösungen der Kunst und Natur brachte. Fast zwei

Jahrzehnte spielt die Waldoper. Viele Opfer waren notwendig. Nun aber ist im internationalen Weltbad Zoppot eine nationale Kulturstätte von hoher Bedeutung geschaffen, an der kein Deutscher vorübergehen kann. Es ist das größte künstlerische Ereignis für den Osten geworden, eine Wallfahrtsstätte wie Bayreuth und Oberammergau, ein Sammelpunkt aller guten und aufrichtenden Kräfte zu einem starken, unvergeßlichen deutschen Erlebnis

Die Kaze im Rahmen ihrer hohen Verwandtschaft. Von Wolf von Meksch-Schilbach.

Auch die Wissenschaftler haben den schon im grauesten Altertum von Wolfes Gnaden zum König im Tierreich erhobenen Löwen nicht zu entthronen gewagt, wie sie denn auch das ganze Geschlecht der „echten Kazen“, der Felidae, an die Spitze aller „Raubfänger“ stellen und ihnen einmütig vollendetste Formen Schönheit zuerkennen.

Gast über den ganzen Erdball erstreckt sich das Reich unserer Wildkazen, nur in Australien und auf den Antilleninseln fehlen sie. Das Verbreitungsgebiet des Löwen im besonderen ist in diesem weitgespannten Rahmen noch immer groß genug, wenn er auch dort, wo ihm der Mensch die letzten Lebensbedingungen entzogen hat, so im nördlichen Nil-land und im südlichen Balkangebiet, in Teilen Asiens, wie z. B. Palästina, wo ihn die Bibel noch kennt, längst verschwunden ist. Und ähnlich hat sich ja auch das Reich der anderen großen Wildkazen verengt.

Der Gattung der „echten Kazen“ stellt die Wissenschaft als selbständige die Geparde und die Luchse zur Seite. Gewisse Berührungspunkte aber zwischen dieser Dreierheit lassen sich wohl nicht verkennen, und so haben denn auch recht viele Umgruppierungen stattgefunden, bis endlich einigermaßen Ordnung in die Kolonnen kam.

Mit den „Gattungen“ als den Hauptabteilungen ging das noch an, hinsichtlich der „Arten“ aber haben einige wahre Orgien gefeiert im Entdecken von Unterarten. Man kann da tatsächlich von Entartungen reden, mit der jedeiner sich berufen fühlte, hinter einem neuerfundenen lateinischen Namen den eigenen mit bescheiden sein sollender Abkürzung der Nachwelt zu überliefern. Wir wünschen, daß einmal Schluß gemacht würde mit diesen nur verwirrenden „Feststellungen“, daß da mit ein paar Millimetern im Knochenbau sich Abweichungen zeigen und dort in der Fellfärbung sich Unterschiede bemerkbar machten, als ob die Natur mit dem Zirkel arbeiten und schematisch, wie bei Buntdrucken, immer die gleichen Abtönungen erscheinen lassen müßte.

Bei alledem ist bei keiner anderen Tierfamilie die Einheitlichkeit so klar in die Augen springend wie gerade bei dieser, sowohl was den Bau, wie was das Wesen anlangt. Ließt man eine Beschreibung aus der Kinderstube des Löwen oder irgendeiner anderen Großkaze, des Jaguars oder Puma, man hat im ganzen Gewese, klar erkennbar, die Hauskaze vor sich, folgt man Berichten von Jägern, immer das gleiche

Bild, wie alle Kazen ihre Beute beschleichen, wie sie sich, gezähmt, gegenüber dem Menschen verhalten. Ganze Seiten solcher Berichte kann man lesen mit dem Empfinden, als sei hier von Hauskazen die Rede, während doch Tiger oder Irbis gemeint sind.

Auch Gepflogenheiten, wie das Maniküren der Kazen, ihr sogenanntes „Schärfen“ der Krallen (es dürfte sich eher um ein Reinigen handeln) üben Tiger und Löwe gleich unserem Stubenkätzchen, das Schnurren und das Verscharren der Losung geht ebenso durch die gesamte Familie. Und selbst der Löwe, dies Urbild an Kraft, dem die Gewaltigsten im Tierreich zur leichten Beute fallen, verschmäht es nicht, mit der mächtigen Pranke ein vorbeihuschendes Mäuschen zu erlegen, mit der er einen Büffel niederzuschlagen und einer Giraffe das Kreuz zu brechen vermag.

Bemerkenswert für den, der in erster Linie im Auge hat, welche Hinweise sich dem bieten, der die Zucht der Hauskaze fördern will, ist da zunächst folgende Feststellung: Es befinden sich bestimmt alle die auf dem Holzweg, die glauben, Kazen auf gewisse Eigenschaften hin züchten zu können, auf Gehorsam und Dressurfähigkeit hin, auf die Eigenschaft, Vögel als noli me tangere zu betrachten und was dergleichen mehr noch vorgeschlagen wird. Daß sich bei Erziehung des einzelnen Tieres hier allerlei erreichen läßt, ist bekannt, daß sich das erblich der Kaze anzüchten ließe, aber ausgeschlossen. Einzelerfolge auf diesem Gebiet dürfen nicht verallgemeinert werden.

Man mache sich doch nur einmal klar, ein Tier, das nachweislich allermindestens 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung in Ägypten mit dem Menschen in enger Berührung stand und nun ebenfalls fast wieder 2000 Jahre zur Weltbürgerin geworden ist und doch so naturecht blieb, daß es mit seiner gesamten wildlebenden Verwandtschaft so unbedingt wesensgleich erscheint, sollte sich plötzlich in seinen Anlagen modeln lassen. Nicht in einem fünften Jahrtausend wird das geschehen. Das ist nun einmal so und mit dieser Tatsache haben wir uns abzufinden, ob wir sie nun bedauern wollen, oder — wie der Verfasser meint — durchaus freudig hinnehmen, dieweil die Kaze eben so wie sie ist, etwas ganz Vollkommenes darstellt, soweit ihr Wesen in Betracht kommt. Es ist dies eine Erkenntnis, wenn auch eine im negativen Sinn, die immer bestehen bleiben wird.

Ein Zweites, das wir der wissenschaftlichen Erforschung der Großkatzen zu danken haben, ist, daß Paarungsmöglichkeiten zwischen Löwen und Tiger, Tiger und Jaguar, Jaguar und Leoparden erwiesen sind und daß die Kreuzungsprodukte zu allermeist fruchtbar sind.

Das eröffnet wenigstens die sichere Aussicht, daß ähnliche Kreuzungen zwischen Kleinkatzen unter sich und vor allem mit unserer Hauskatze denkbar und vielleicht im Hinblick auf Rassebildungen verwertbar wären. Wiederum aber können wir unseren Zoologen auch hier den Vorwurf nicht ersparen, daß sie, soweit die Leiter unserer größeren Tiergärten in Frage kommen, meist völlig versagen. Man muß von ihnen verlangen, daß sie endlich auch die kleinen Katzen, von der Marmelkatze abwärts, zur Schau stellen und nicht wie etwa Tierbudenbesitzer das müssen, sich nur auf den Geschmack der breiten Masse einstellen. Es ist weder schwierig, diese Tiere zu erlangen, noch kostspielig sie zu halten. Der Mangel an Kenntnis über diese allernächsten Verwandten unserer Hauskatze schreit nachgerade zum Himmel.

In Brehms populär-wissenschaftlichem Werk werden die Katzen der Reihe nach von den großen herab zu den kleinen behandelt. Löwe — Tiger — Puma — Leopard (Panther) — „die schönste Katze auf dem Erdenrund“ nennt ihn Brehm — Irbis und Jaguar lautet die Rangliste. Diese sechs stehen förmlich plastisch vor unseren Augen. Sie sind tatsächlich erforscht. Aber schon beim Nebelparder, der nun folgt, wird die Kenntnis recht lückenhaft und schon bei Nummer acht, der Marmelkatze, ist das Latein so gut wie zu Ende.

Vor der großen Gruppe der neuweltlichen Katzen in Mittel- und Südamerika, dem Ocelot, der Langschwanz-, Tiger-, Tüpfel-, Gold- und anderen Katzen, wissen wir kaum mehr, als daß sie in Typen und Farben stark variieren und daß sie mit unserer Hauskatze durchaus wefensgleich sind.

Weit gründlicher, wenn auch noch keineswegs erschöpfend, sind die altweltlichen Kleinkatzen erforscht. Hier ist es in allererster Linie die *Falcathe* (*Felis ocreata*, früher *maniculata*), die uns interessiert, als die, erst vor fünf Jahrzehnten von E. Rüppel entdeckte, Stammform unserer Hauskatze. Auch sie glänzt in fast allen Tiergärten durch Abwesenheit und die Zahl der „beschriebenen“ Stücke ist recht gering. Die erste eingehende Beschreibung liegt von Crehshmar vor. Wir wissen auch von ihm, wie stark sie in Form und Färbung sich verschieden zeigt.

Nun liegt die Sache doch ungemein klar, wenn man sich nur erst durch das lästige Gestrüpp allzuvieler Einzelheiten und „Annahmen“ durchgearbeitet hat, daß diese zum Haustier gemachte Wildkatze zuerst von den Njam-Njam an ihre Hütten gewöhnt wurde, die heranreichen im Norden bis an die Quellen des Nils, und daß die Katze dann, immer dem Strom folgend, über Rubien nach Ägypten kam. In den Jahren 1889/90 vereinigten sich Zoologen, Ägyptologen, Sino-Logen, Ethnologen von Ruf, also eine äußerst illustre Gesellschaft, zur Besprechung des Katzenproblems. Das Ergebnis war, daß Birchow, entgegen der Ansicht namentlich auch des tüchtigen Haustierkenners Nehring durchsetzte, daß die Zeitspanne der kulturellen Verehrung und Zahmhaltung der Katze in Ägypten um 500 Jahre kürzer, wie sie tatsächlich wohl ist, also „nur“ 2000 Jahre v. Chr. angenommen wurde, was freilich nicht sonderlich erschütternd ist. Wichtiger schon, obschon in Anschauung des gesamten Katzenschlechtes eigentlich nichts Neues, daß zwei Typen ägyptischer Katzen sich klar herausstellen, ein niedrigerer, gedrungenere und ein höher gestellter, schlanker. Weshalb Birchow, wiederum im Gegensatz zu Nehring, nur den kleineren, gedrungeneren als echte Hauskatzenform anerkannte, ist wohl nur erklärlich aus der bei diesem Gelehrten leider oft hervortretenden Sucht, seinen Kopf durchzusetzen.

In den amerikanischen Indianerschulen. Von Felix Baumann.

Mein Freund Francis La Flesche war der Sohn des Oberhäuptlings der Omaha-Indianer, Estamaza. Also eine Vollblut-Rothhaut, aber durch und durch von der Kultur belebt und so gebildet, daß er sich in einer einträglichen und angesehenen Stellung in Regierungskreisen, im Büro für Indianerangelegenheiten in Washington befand. Sein Werdegang war interessant. Nach dem Besuch der Presbyterianischen Missionschule in der Omaha-Reservation in Nebraska begleitete er (1878—79) als Dolmetscher den Ponca-Häuptling „Stehender Bär“ auf einer Tour durch die östlichen Staaten, auf der dieser den Amerikanern in beredten Klagen die Vertreibung seines Volkes aus Süd-Dakota zur Kenntnis brachte. Und als vor einer Untersuchungskommission

des Senats die Ponca-Angelegenheit geprüft wurde, wobei Francis wiederum als Dolmetscher fungierte, waren die Mitglieder der Kommission, insbesondere der Vorsitzende Kirk-



Stabhochsprung auf dem Sportplatz der Ramona-Industrial-School.



Nach der Mittagsmahlzeit vor dem Hauptspeisesaal des „Haskell-Institute“.

wood, so erstaunt über seine Gewandtheit und Beredsamkeit, daß man beschloß, ihn im Auge zu behalten. Als daher Kirkwood zum Staatssekretär des Innern ernannt wurde, berief er Francis nach Washington und brachte ihn im „Office of Indian Affairs“ unter. Hier erwies der Indianer sich als eine glänzende und wertvolle Kraft, die beachtenswerte Fingerzeige gab und seine in der Heimat gesammelten Erfahrungen in tadellosem Englisch niederschreiben konnte. Er wurde auch bald als Schriftsteller und ethnologischer Sammler bekannt

und hat unter anderem eine Sammlung für die Berliner Universität zusammengestellt. Hatte Francis, der inzwischen auch die „National University Law School“ in Washington absolvierte, schon durch seine Beiträge im „Journal of American Folk-Lore“ und ähnlichen Zeitschriften die öffentliche Aufmerksamkeit erregt, so machten ihn die unter dem Titel „The Middle Five“ erschienenen Aufzeichnungen über die in der Omaha-Reservation verbrachten Schuljahre mit einem Schlage populär. Zum ersten Male erfuhren die Amerikaner Näheres über das Leben und Treiben in den Indianerschulen. Und obwohl ich schon öfters den verschiedenen Reservationen einen Besuch abgestattet hatte, bot auch mir Francis' Buch viel Neues und veranlaßte mich, die Indianerschulen mit anderen Augen zu betrachten und mich eingehender mit ihrer Geschichte zu befassen. Bald war ich zu der Überzeugung gekommen, daß die Aufzeichnungen von Francis La Flesche in seinen „Middle Five“, unter denen ein Quintett engbefreundeter Indianerknaben zu verstehen ist, nur noch auf die Missionschulen innerhalb der Reservationen Bezug haben konnten — daß der Schwerpunkt der heutigen Erziehung der Indianerjugend aber in den von der amerikanischen Regierung außerhalb der Reservationen begründeten „Indian Industrial Schools“ zu suchen ist. — Die Amerikaner teilen die Bestrebungen, die Indianer zu zivilisieren, in fünf Perioden: in die nach der Entdeckung und Erforschung des Landes und in die der Kolonisation und Niederlassungen, der Kolonial- und Revolutionsepochen, der Entwicklung der nationa-



Beim Pferde- und Maultierappell auf einer Indianer-Lehrfarm.



Mandolinorchester von Indianerschülerinnen.



Lesesaal einer Indianer-Hochschule.

len Politik und des heutigen Systems. Uns interessiert in erster Linie das letztere, doch soll erwähnt werden, daß die erste praktische Unterweisung der Indianer bereits am Anfang des 17. Jahrhunderts seitens der Franziskanermönche in Kalifornien geschah und daß schon 1621 gemäß den Beschlüssen des Rats von Jamestown in Virginien Indianerkinder zu befehren, mit den Verhältnissen der Weißen und einem Handwerk vertraut zu machen, eine Anzahl Rothhäute nach England entsandt wurde. — Die amerikanische Regierung selbst begann sich erst im Jahre 1819 auf eine Petition der Choc-taw-Indianer hin, der sich später die Ottawa-Indianer angeschlossen, für die Erziehung der Indianerkinder zu interessieren, indem der Kongreß 10 000 Dollar als Unterstützung bewilligte. So waren bereits im Jahre 1825 38 Indianerschulen in den Reservationen zu verzeichnen, denen staatliche Beihilfe zuteil wurde. Und nachdem im Jahre 1869 die erste Vertrags-Schule in der Tulalip-Reservation im damaligen Territorium Washington begründet worden war, nahm die Regierung die Angelegenheit fester in die Hand, richtete eine Anzahl neuer staatlicher Schulen in den Reservationen ein und ging schließlich, in den siebziger Jahren, dazu über, offizielle Regierungsschulen außerhalb der Reservationen ins Leben zu rufen. Um, wie amtlich bekannt gegeben wurde, die Indianerkinder in einen engeren Kontakt mit der weißen Bevölkerung zu bringen, so daß sie in deren Lebensverhältnissen aufgehen sollten — mit dem Endziel, die Indianerkinder zu tüchtigen und ergebenden amerikanischen Bürgern zu er-



Die Abiturientenklasse 1927/28 der Chillicothe-Indianerschule in Kay County, Oklahoma.

ziehen. — Die erste dieser Regierungsschulen wurde am 1. November 1879 in Carlisle in Pennsylvanien eröffnet. Sie stand unter der Leitung des damaligen Kavallerieleutnants, späteren Brigadegenerals Richard Heinrich Pratt, der als der Vater der staatlichen Indianerschulen anzusehen ist. Pratt war mit der Überwachung der im Fort von St. Augustin in Florida internierten kriegsgefangenen Indianer betraut worden und hatte sich in dieser Eigenschaft der jugendlichen Gefangenen angenommen und begonnen, sie zu unterrichten. Als er über seine Erfahrungen und Erfolge nach der Bundeshauptstadt berichtete, wurde er vom Staatssekretär des Innern nach Washington berufen und beauftragt, die Schule in den ehemaligen Militärbaracken in Carlisle einzurichten und ihre Leitung zu übernehmen.

Damit begann die Epoche der eigentlichen Erziehung der Indianerkinder, von denen sich Pratt vorerst aus den Rosebud- und Pine Ridge-Reservationen in Dakota und Indiana-Territorium 136 junge Rothhäute zusammenholte. Die

Knaben und Mädchen wurden im Englischen unterrichtet, erhielten eine Volksschulbildung, mußten ein Handwerk und Landwirtschaft in für diese Zwecke eingerichteten Werkstätten und Farmen erlernen — die Mädchen wurden im Kochen, Schneidern, Waschen und anderer allgemeiner Hausarbeit unterwiesen — und man gab ihnen die Möglichkeit, sich unter einem zivilisierten Volke selbst zu ernähren. Vor allem wurde Wert darauf gelegt, daß die Zöglinge nicht in die heimatischen Gefilde zurückkehrten. Und um die Kinder an die weiße Bevölkerung zu gewöhnen, führte man das „outing system“ ein, das darin bestand, die indianische Jugend während der Sommermonate außerhalb der Anstalt als Hilfskräfte bei Farmern und anderen Familien unterzubringen.

Der Mutteranstalt in Carlisle, die 25 Jahre von Pratt geleitet wurde, jedoch vor einigen Jahren geschlossen worden

ist, folgten bald andere wie die „Chillicothe Indian Industrial School“ in Kay County in Oklahoma, die „Indian Vocational School“ in Phoenix in Arizona, die „Ramona Industrial School“ in Santa Fé in Neu-Mexiko, das „Sherman Institute“ in der reizend gelegenen kalifornischen Orangenstadt Riverside, das „Haskell Institute“ in Lawrence in Kansas und andere.

Als Musterschule gilt heute die am 15. Januar 1884 mit 186 Schülern eröffnete Chillicothe-Anstalt, die im letzten Jahre 830 Zöglinge zählte. Sie ist in erster Linie der Erlernung der Landwirtschaft gewidmet, obwohl die Schüler und Schülerinnen auch in verschiedenen Handwerken, Hausarbeit

und Krankenpflege unterrichtet werden. Die geistige Bildung erstreckt sich auf die Erlernung der englischen Sprache, Geographie und Geschichte, Arithmetik und Naturkunde. Außerdem wird Musik- und Gesangunterricht erteilt, was zur Bildung einer aus 27 Köpfen bestehenden Kapelle und einen 48 Mitglieder umfassenden



Indianer-Orchester der Chillicothe-Schule in der Schulaula. Nur der Dirigent ist weißer Hautfarbe.

gemischten Chor geführt hat. Beim Musikunterricht wurde die interessante Entdeckung gemacht, daß der Indianer am wenigsten zur Geige neigt. Hat ein Schüler die Lehrkurse in Chillicothe oder in den anderen Indianerschulen absolviert, so steht er auf der Bildungsstufe der in den Vereinigten Staaten sogenannten „High School“. Doch hat die Erfahrung gelehrt, daß sich dem Indianer eine größere Aussicht bietet, eine Existenz als Farmer, denn in anderen Berufen, zu begründen.

Großer Wert wird in den Indianerschulen auch auf die körperliche Ausbildung gelegt. Und da die Physis ihn für den Sport prädestiniert erscheinen läßt, hat die indianische Jugend der Schulen es zu erstaunlichen Leistungen im Fußballspiel, Tennis, Laufen und Springen gebracht.

Die im Jahre 1891 gegründete „Indian Vocational School“ in Arizona wurde im letzten Jahre von insgesamt

979 Schülern und Schülerinnen besucht, die 26 verschiedenen Stämmen angehörten.

Erwähnt sei noch, daß jeder Schule ein Superintendent vorsteht, die Lehrkräfte aus Amerikanern bestehen, die Zöglinge je nach ihrem religiösen Bekenntnis geistlichen Zuspruch erhalten, die Knaben und Mädchen in Chillico vier eigene „Literarische Gesellschaften“ — die Hiawatha-, Minnehaha-,

Soangetaha- und Sequonah Literary Societies — ins Leben gerufen haben, beim Eintritt in die Schule der indianische Name in einen amerikanischen umgewandelt wird und das „campus“ an Besuchstagen oder bei anderen Gelegenheiten einen merkwürdigen Anblick gewährt, wenn die Angehörigen zu Fuß, zu Pferde, auf Maultieren oder im Auto aus ihren Reservationen herbeiströmen.

Wie bringe ich heute ein Bühnenwerk an?

Es muß im folgenden einmal etwas über das Anbringen von Stücken gesagt werden, was an sich sehr niederschmetternd wirken wird. Daß jeder dreitausendste Mensch bei uns ein Bühnenschreiber (Bühnenautor mitinbegriffen) ist, stand schon in vielen Zeitungen zu lesen. Und jeder, der einmal ein Drama „verbrochen“ hat, möchte natürlich gern aufgeführt und am Schluß von den Darstellern auf die Bühne zum Verneigen gezerrt werden.

Nun machen sich aber die meisten keinen Begriff, wie aussichtslos heute das Anbringen eines Stückes ist. Es soll, allerdings im engen Rahmen, gesagt werden, daß es, im Grunde, nur Glück sache ist, ein aufgeführter Autor zu sein. —

Nehmen wir an: ein unbekannter junger Literat hat ein Drama geschrieben, auf das er alle erdenklichen Hoffnungen setzt. Er hat das Stück fein säuberlich abtippen lassen, hat ein von Höflichkeit sich überbietendes Anschreiben an die Direktion in Y geschrieben und schickt nun das Stück „unter Wert“ an das betreffende Theater. Der Laie meint, die Intendanz ist beglückt, daß er gerade ihr ein neues Stück sendet. Er hat gelesen und gehört, daß man junge, talentierte Autoren sucht und sie fördern will. Im Traum denkt er nicht daran, daß sein Stück bei einem Theater monatelang, ja, oft sogar Jahre liegen bleibt und daß trotz häufiger Mahnungen kein Hahn nach dem Drama kräht, das er eingeschickt hat. Nein: das Stück trifft auf dem Büro der Intendanz ein. Wenn dort ein sehr lieber Kerl sitzt, schnuppert er vielleicht einmal hinein und schaut sich Titel und Personen an; dann legt er es beiseite und gibt es der Sekretärin zum Eintragen. Bei einem großen Theater wird es vielleicht die Nummer 3707 tragen und liegt still und artig auf dem obersten Regal des Archivs.

Ein anderer Autor hat seine Stücke an fünf, sechs Bühnen geschickt. Er hat fabelhaftes Glück, denn schon nach einem halben Jahre bekommt er von hier und dort, von überall her, sein Werk zurück, mit der sehr untertänigen Bemerkung, daß es für die Bühnen leider nicht geeignet erscheint.

Ein weiterer Fall. Da hat einer ein Lustspiel geschrieben. Er hat es einem literarischen Büro zur Begutachtung gegeben, und es hat gefallen. Die Lektoren des betreffenden Büros gaben dem Autor zwecks Anbringung seines Stückes einige Tips. Ein Dramaturg ist außerdem ein Bekannter des Autors, und so liegt nichts näher, als diesem Herrn das Stück zu überreichen. Man geht zu ihm in das Theater, übergibt ihm sein Stück und bittet ihn, es zu lesen.

Tage und Wochen vergehen. Man begibt sich in das Theater, fragt nach dem Stück. Noch ruht es sanft in dem Schufach. Man läutet gelegentlich wieder an: „Zawohl, ich werde das Stück gleich lesen, seien Sie nicht böse, mein Lieber, ich war mit Arbeiten bisher so überlastet, daß ich noch nicht dazu kam. Aber morgen!“, die Erwiderung des vielbeschäftigten, mit allen Hunden gekehten Dramaturgen. —

Wer es ganz geschickt machen will, geht zu einem bekannten Künstler oder einer Künstlerin mit seinem Stück und bittet sie, sich dafür zu interessieren, da eine Bombenrolle darin enthalten sei, die dem betreffenden Künstler sozusagen „auf den Leib geschrieben sei“. Aber in den seltensten Fällen wird der Künstler, selbst wenn ihm Stück und Rolle gefallen, bei seinen Direktoren etwas durchdrücken können.

Gibt man ein Bühnenwerk einem Verlag, so wird man bei diesem auch nicht sofort den gewünschten Erfolg haben. Auch die Bühnen-Vertriebe werden mit Stücken allerart überlaufen, und nicht selten kommt es vor, daß man seine Einsendungen postwendend zurückerhält, weil der betreffende Verlag sich einfach nicht vor Arbeit bergen kann und nicht noch mehr Manuskripte in seinen Büros liegen haben will, von denen er sich in den meisten Fällen doch nichts verspricht, denn 98 Prozent aller Eingänge an Stücken sind Niete. —

Hat man freilich das große Los gezogen und eine Annahme bei einem Verlag gefunden, so ist das Stück noch lange nicht aufgeführt. Die Bühnenvertriebsanstalt vervielfältigt das Stück und sendet es dann, wenn sich der Verlag von der Qualität des Stückes wirklich viel verspricht, an eine ganze Reihe Bühnen, von denen er hofft, daß es, nach der Art des Wertes, für sie in Frage kommen könnte.

Gesetzt den Fall, der Verlag hat 90 Bühnen das Stück gesandt und er erhält es von 88 Bühnen zurück, so kann er dem Autor zwei Annahmen mitteilen. Hätte der Autor ebenso verfahren, und ihm würden 88 Bühnen das Werk, nach langer Geduldprüfung, getrost wieder „als abgelehnt“ aushändigen, er wäre bei allem Ehrgeiz niedergeschlagen wie ein Boger beim knod out gewesen.

Es ist aber zu bedenken, daß die Qualität des Stückes absolut nicht immer ausschlaggebend ist.

Man sendet z. B. ein Stück, das von Fachleuten der Kritik und des Theaters für Bühnenwirksam und reif anerkannt ist, an ein Privattheater. Diese Theater, die doch von eigenen Geldmitteln den Theaterbetrieb aufrecht erhalten, also keine staatliche Unterstützung bekommen, müssen sich natürlich sehr einschränken. Ein Stück mit 30 oder 40 Personen können diese Theater in den wenigsten Fällen zur Aufführung bringen, und es liegt klar auf der Hand, daß ein solches Stück dort nicht Aufnahme finden kann. Und wie viele dieser Theater gibt es, die nur 10 bis 12 Kräfte haben, also nur Stücke mit ganz wenig Personen nehmen, Kammerspiele usw., am liebsten Stücke von der Art des „Weibsteufel und des „Totentanz“.

Ein anderes Theater lehnt ein wirklich gutes Stück, das es gern gebracht hätte, ab, weil es sich auf Versuche nicht einlassen will und kann. Dies und jenes in den Szenen empfindet der Regisseur vielleicht zu gewagt oder zu umstürzlerisch, so daß er meint, es mögen erst andere Theater versuchen.

Es fehlt die Besetzungsmöglichkeit, unter den z. B. verpflichteten Künstlern und Künstlerinnen findet sich keiner, dem die oder die Rolle liegen würde. Oder ein Theater hat sich einen „Star“ für die Saison verpflichtet. Bringt man ihm ein neues Stück, so wird es fragen: „Ist eine Bombenrolle für meinen „Star“ darin, oder nicht?“

Aber nun wollen wir einmal schon annehmen: das Stück ist von einem Theater akzeptiert. Der unerfahrene Autor denkt sich das mit der Aufführung gewöhnlich leichter, als es ist. Hat es ein städtisches Theater erworben, so können noch eine Menge andere Stücke dazwischen kommen, und das Werk des Autors, der schon haufenweise Tantiemen witterte und sich gerade ein Auto auf Abzahlung kaufen wollte, wird zurückgestellt. Bei einem Privattheater lief vorher vielleicht gerade ein Schlager an die Hundertmal. Der Erfolg ist so groß, daß das Stück noch weiter auf dem Spielplan bleiben kann. Es wird also weiter gespielt. Plötzlich meldet sich irgendwo ein anderer „Schlager“, der seine Zugkraft erprobt hat. Selbstredend wird der Theaterdirektor sich um dieses Stück bewerben und es seinem Repertoire einverleiben, weil ihn der Kassenerfolg gesicherter dünkt als der des uraufzuführenden Stückes.

Man soll den Theaterabend nicht vor der Generalprobe am Morgen loben. Wie oft sind schon Stücke wieder stillschweigend zurückgezogen worden, weil man sich auf den Proben erst ein Bild von der Unzulänglichkeit des betreffenden Werkes machen konnte. Und wie unzählige Beispiele gibt es wieder, daß Stücke, bei denen man auf den Proben schier verzweifeln konnte, die größten Erfolge wurden.

Hiermit kämen wir zum Hauptkapitel des Theaters, zum Erfolg. Der langen Rede kurzer Sinn: ein Erfolg ist unberechenbar. Man kann in den wenigsten Fällen mit Bestimmtheit sagen, ob das Stück gehen wird oder nicht. Das Publikum ist maßgebend. Arge Pessimisten gratulieren einem Autor noch nicht einmal zum Premièren-Erfolg, denn sie wissen aus Erfahrung, daß die Witterung umschlagen und das Stück gar nach der zweiten Aufführung abgesetzt werden kann, weil der Erfolg sofort ausblieb. Es ist wie beim Spiel: das Glück ist entscheidend.

Es sind gar nicht immer die Erstlingswerke, deren Anbringung so unsagbare Schwierigkeiten bereitet. Autoren von Namen und Rang müssen häufig dasselbe durchmachen. Auch von ihnen werden, das soll man sich zur Beruhigung gesagt sein lassen, Stücke abgelehnt. Der Weg zum Erfolg ist wirklich nicht so leicht, wie man es sich denkt. Es kostet Blutstropfen, bis man sich durchgesetzt hat. Eine Existenz aufzubauen, allein auf angenommene Bühnenwerke hin, wäre weit verfehlt, denn Jahre können vergehen, bis man entdeckt oder anerkannt wird.

Es ist ein eigen Ding um den Erfolg. — Im Grunde ist es mit den Annahmen von Bühnenmanuskripten noch sozusagen glänzend im Hinblick auf die Annahme eines Drehbuches. Filmmanuskripte werden ja noch mehr und noch dilettantisch-grober fabriziert als Bühnenwerke. Die Ablehnung ist demgemäß noch einschneidender. Der Film arbeitet nur fixer, bei ihm wandern die Einsendungen meist gleich in den Papierkorb.

Bei Opern und Operetten ist es nicht anders, ja eher noch schlimmer. Bei der Operette kommt hinzu, daß sie heute von zehn bis zwölf Komponisten beherrscht wird, die mit den Bühnen alle schon Verträge über ihre neuen Stücke haben. Neue Eindringlinge haben es, in diesem Fall, doppelt schwer. Man spielt in einer Lotterie. Jedes 1000. Los gewinnt. . .

Gerhard Krause.

König Randaules

Roman von Max Dreyer

14.

Die Zugverbindung war die denkbar schlechteste. Hilmar mußte mehrfach umsteigen und stundenlang überliegen. Und die schleichenden Züge hielten an den kleinsten Stationen.

Was war schlimmer, dieses Hocken und Brüten in den dunstigen Warteräumen oder das langsame Rollen der Räder, die das ungeduldige Gehirn ihm breitwalzten?

„Wie lange soll mein Kopf das aushalten! Ich will — will nicht wahnsinnig werden! —“

Bleiern und schmerzhaft schwer legte sich der Morgendämmer auf die brennenden Augen. Aber die Stadt, sein Reiseziel war jetzt nicht mehr weit.

Nun nickte er dumpf und übermüdet ein. Aus wüstem Halbschlaf schrak er auf, als der Zug in die Bahnhofshalle einfuhr. Diesmal ging er den richtigen Weg durch die richtige Sperre. Aber heute würde keine Matilde ihn erwarten. Unvermutet kam er — ja, ja — überraschend —

Auf dem Bahnhofplatz fiel ein Plakat der Litzfahsäule ihm in die Augen. Opernhaus — neueinstudiert Tristan und Isolde. Solde: Matilde Menander. Musikalische Leitung: Kapellmeister Klaus Ohlendorf. Die beiden Namen großgedruckt. Hilmar durchfror es. „Da haben wir sie ja beisammen —“

Die Aufführung ist morgen. Heute würde sie also Zeit für ihn haben. Sie — und er auch.

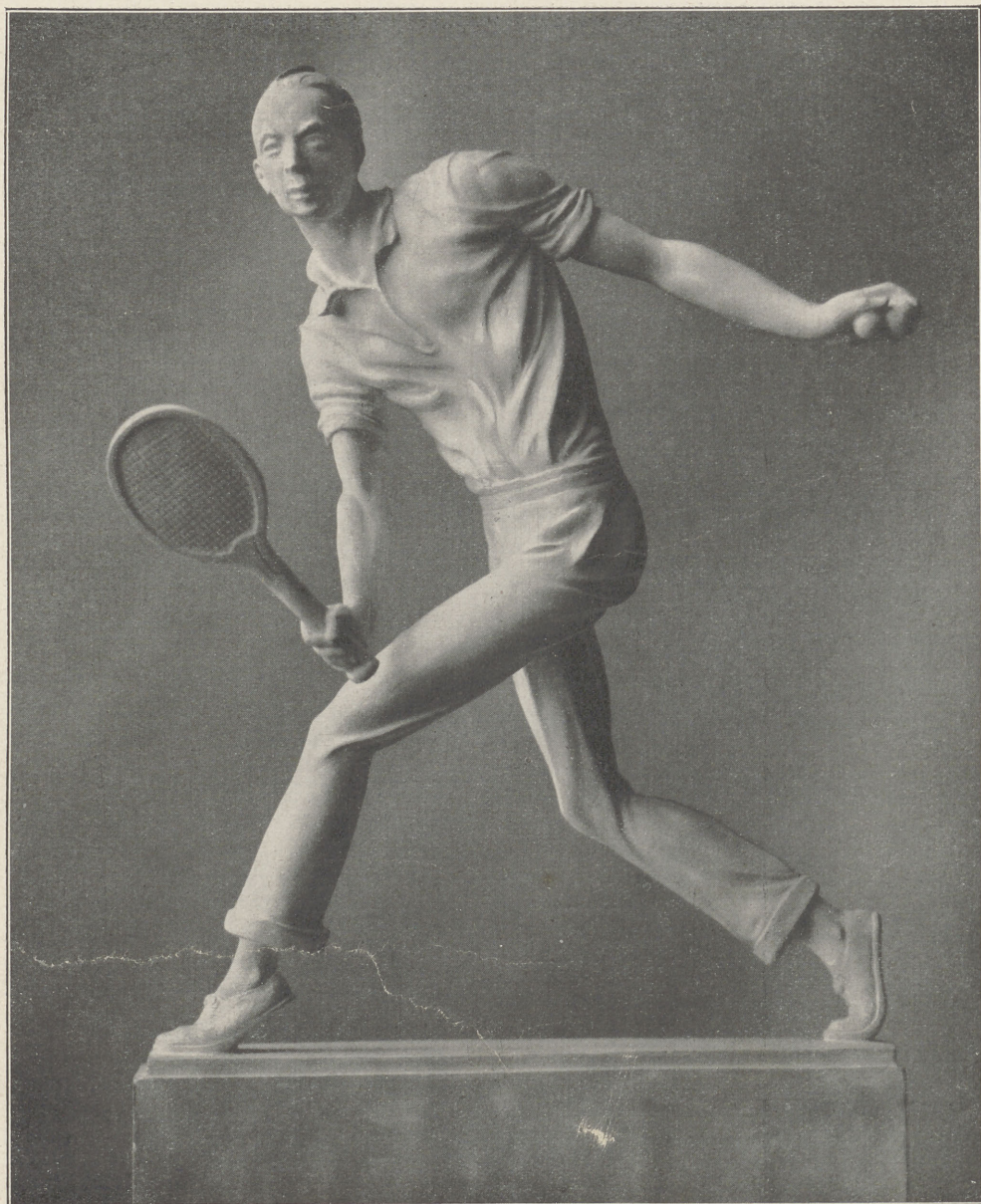
Er fuhr in sein altes Hotel. Es war zehn Uhr vor-mittags. Nachdem er sich gewaschen und umgekleidet hatte, versuchte er zu frühstücken. Aber er brachte nur den Kaffee hinunter. Der tat ihm gut. Er bestellte sich noch eine Tasse Mokka.

Dann machte er sich auf den Weg zu Matilde. Sie hatte ihre bescheidene Wohnung beibehalten. Die Wirtin sagte ihm, Frau Menander sei zur Probe ins Theater gegangen.

Natürlich — die Generalprobe war heute. In seiner Theaterfremdheit hatte er nicht daran gedacht. Nun ging er zum Opernhaus. Mußte wieder mit dem Pförtner verhandeln, ehe er Einlaß bekam. Stieg die Treppen hinauf zu Matildes Garderobe.

Er geriet in den falschen Gang. Eine Künstlerin kam ihm entgegen, fertig zum Auftritt. Die Maske von dämonischem Zuschnitt. „Brangäne,“ dachte er unwillkürlich in halber Klarheit. Aber ein Forderndes dieser seltsam forschenden und eindringenden Augen weckte ihn vollends auf. Er fragte. „Verzeihung, ich möchte zu Frau Menander. König,“ stellte er sich vor.

„O, der Mann von Frau Menander.“ In den Blicken ein Leuchten wie ein Willkommenruß. Und eine liebenswürdige Beachtung, die ihm hier sonst niemand erwies. Freundlichste Bereitwilligkeit. „Wenn Sie mit mir gehen wollen. Ich muß an ihrer Tür vorbei. O, Herr Doktor —“



Tennispieler. Bildwerk von Wilhelm Roeder.

welch ungemessene Freude werden Sie an dieser Isolde erleben!“

Er hörte kaum, was sie sprach. Was wollten ihre Augen nur von ihm?

Nun klopfte er an Matildes Garderobtür. Die Garderobiere steckte den Kopf heraus, erkannte ihn, meldete, nahm ihn herein. Matilde, fertig angekleidet, saß am Schminktisch. Sie sprang auf — fuhr zurück vor seinem Aussehen — wollte ihren Schreck ihm nicht zeigen — ihre Freude war erstickt — sie gab ihm die Hand — „wie schön, Hilmar, daß du gekommen bist —“ aber die Sorge, die Pein zwang an den Worten. „Darf ich dich einmal allein sprechen?“ Die Garderobiere ging hinaus.

Er stand vor ihr. Aus seinem totenblassen Gesicht sprangen die Fieberaugen wie feurige Kugeln. „Du mußt heute noch mit mir fahren — nach Hause.“

„Was — soll ich —?“

„Mit mir fahren! Wenn es nicht aus ist zwischen uns —!“

„Er ist krank! Wie krank ist er!“ so jammerte es in ihr. „Hat er den Verstand verloren —?“

Sie sprach mit ihm sanft, gütig, liebevoll. „Aber lieber Junge — wir haben heute die Generalprobe. Morgen ist die Aufführung —“

„Bitte nicht diesen Charitéton. Ich verlange von dir, daß du diese Flitter abtußt und mit mir gehst!“

Ein Klingelzeichen mahnte.

„Hilmar — ich hab' zu tun — ich muß auf die Bühne — ich weiß nicht, was so plötzlich in dich gefahren ist.“

„Das weißt du nicht? Deine Heimlichkeiten habe ich entdeckt — deinen Betrug. Und jetzt — alle zeigen sie mit Fingern auf mich! Hat seine Frau zum Theater gebracht. Läßt sich von ihr ernähren. Ich selbst nicht imstande, Koningshof zu bewirtschaften. Und kann und leistet auch sonst nichts. Soll ich so ein Kerl sein? Du sollst mir meine Ehre wiedergeben. Meine Ehre — ja — da ist noch mehr — noch ein anderes. Was vielleicht noch viel schlimmer ist! Aber alles — ja, alles soll vergessen sein, wenn du mit mir kommst. Auf der Stelle hast du dich zu entscheiden.“

Es klopfte. Klaus Ohlendorf trat ein. Er wollte Matilde zur Bühne geleiten. Wollte mit ihr noch über Isoldes Einsatz sprechen: „Wer wagt mich zu höhnen?“ Hatte von der Garderobiere gehört, daß Hilmar hier sei. Gedachte ihn herzlich zu begrüßen. Nun stutzte auch er zurück vor dem Aussehen, den Mienen, den Augen.

Die ihm entgegengestreckte Hand nahm Hilmar nicht. Daß der andere hier in der Garderobe Matildes so aus- und einging — wie eine glühende Nadel stach es in das arme zerquälte Gehirn. „Mit Ihnen, dem — Vertrauten und Beschützer meiner Frau wünsche ich nachher ein Wort zu sprechen —“

Klaus war wie von Eisen. Aber sein Ton blieb ruhig und freundlich. „Sobald ich dienstfrei bin, wollen wir wieder zusammenkommen. Aber jetzt sind wir hier im Dienst. Und müssen alle Ablenkung und Störung von uns fernhalten.“

„Ich wünsche — daß meine Frau selber und allein für sich spricht. Ich frage dich jetzt zum letztenmal —“ wandte er sich an sie.

Klaus griff unerschüttert ein. „Ihre Frau ist jetzt Isolde, Herr Doktor König, nichts als Isolde. Sie muß jetzt auf die Bühne.“ Es kam ein zweites Klingelzeichen. Er öffnete Matilde die Tür. Sie ging. Hilmar stöhnte auf. „Und Sie, Herr Doktor König, fahren jetzt in Ihr Hotel. Sie sind die Nacht durch gereist. Sie brauchen zunächst einmal Schlaf.“

„Ich will nicht —“

Da packten ihn die gewaltigen Augen. „Ich bitte Sie — bitte Sie, sich jetzt, ohne Aufsehen zu erregen, von mir zum Auto führen zu lassen. Wagen sind hier vor dem Tor. Darf ich bitten?“

Er machte die Tür auf. Hilmar taumelte. Ein kräftiger Arm stützte. Sie gingen über den Korridor, dann die Treppe hinunter. Schlafwandlerisch blieb Hilmar dem Führenden zur Seite.

Ein Paar Augen wühlten sich jetzt in seine Dämmerung — wie ein weiches, sanftes Feuer wärmte es ihn — Mitgefühl — Schicksalsgemeinschaft —

Brangäne begegnete den beiden im untersten Gang.

Der Pfiff des Portiers. Ein Auto kam auf den Hof. Klaus ließ Hilmar einsteigen. Gab dem Chauffeur das Hotel an, das er als Hilmars Absteigequartier kannte. Nahm in der Pförtnerloge den Fernsprecher. Setzte sich gleich mit dem

Spielleiter in Verbindung und veranlaßte eine kurze Hinausschiebung des Probenbeginns. Dann suchte er Matilde, die seiner bedurfte.

Todwund, als sei das Kreuz ihm gebrochen unter dem wuchenden Willen des andern, verließ Hilmar das Auto, tastete am Geländer sich die Hotelstreppe hinauf und kroch in sein Bett. Und er lag den Tag über und die folgende Nacht hindurch in schwerstem Schlaf.

Matilde war, von Klaus aufgerichtet, gehalten, gezwungen gleichwohl nur schwer und langsam zur Isolde geworden. Er hatte dem Direktor und dem Regisseur in ihrem Namen mitgeteilt, daß sie sich nicht wohlfühle. Man war besorgt, hörte sie mit Nachsicht, dachte ein paarmal schon an ein Verschieben der Aufführung — mit dem zweiten Akt aber fand sie sich wieder, und dann blieb sie bis zum Schluß auf der Höhe. „Nu packen Sie se mir bis morjen in Watte,“ sagte der Erzengel zu Klaus. „Ich mache Sie verantwortlich.“

Matilde verließ mit Klaus das Theater. Draußen sah sie sich nach allen Seiten um. Er deutete sich ihre Blicke.

„Wissen Sie, was das beste wäre?“

„Nun?“

„Sie kämen mit zu uns.“

„Heißt also, ich soll hinter Wall und Mauer gesetzt werden — vor meinem eigenen Mann.“

„Solange, bis er sich beruhigt hat.“

„Und glauben Sie, dies könnte ihn beruhigen? Und mich selbst? Alles würde so nur schlimmer. Es ist für mich doch eine innere Notwendigkeit, sobald wie möglich mit ihm ins Reine zu kommen. Gerade unter diesem Ungewissen leide ich — und leidet meine Arbeit.“

Und nun teilte sie Klaus mit, was er längst geahnt hatte: daß Hilmar hinter die Heimlichkeit ihrer Geldsendungen gekommen war.

„Wer ihn kennt, versteht ja seine Erregtheit!“ rief Klaus. „Und nichts gegen ihn! Aber — alles jetzt für Sie! Und ich kann mir nicht helfen —“

„Aber vielleicht kann ich mir helfen“ — sie war fertig — „mir und ihm auch. Natürlich gehe ich heute nachmittag noch zu ihm ins Hotel.“

Klaus fühlte, hier ließ sich nichts biegen, nichts brechen. Mit tausend Sorgen nahm er Abschied von ihr.

Matilde suchte Hilmar auf. Hörte vom Pförtner, daß er vermutlich in seinem Zimmer sei. Ließ sich die Nummer sagen, ging hinauf, klopfte und bekam keine Antwort. Besorgt faßte sie die Klinke, die Tür war nicht abgeschlossen. Sie trat ein und fand Hilmar in tiefstem Schlaf. Das war das denkbar Beste, so würde er am ersten wieder zu sich kommen, wieder Kraft und Klarheit gewinnen. Sie dachte nicht daran, ihn zu stören. Leise verließ sie das Zimmer.

Unten schrieb sie ein paar Zeilen für ihn nieder: „Du lieber Junge, ich war eben bei Dir — Du schließt so ruhig und fest, und Dein Gesicht hatte den alten lieben Ausdruck. Morgen wirst Du die Welt wieder aus anderen Augen ansehen. Komm bald zu mir. Hab' mich lieb, sei mir nicht böse — ich hab' es gut gemeint. Deine Matilde.“

Als Hilmar am nächsten Morgen aufwachte, wußte er nicht, wo er war und was mit ihm war. Ein Reifen lag um seinen Kopf, eine Weile starrte er gedankenlos vor sich hin.

Dann machte die lange Ruhe sich geltend. Gestärkt gegen gestern und geklärt stand er auf, nahm ein Bad, zog sich sorgfältig an, frühstückte, alles noch halb mechanisch. Aber ein besonnener Wille fing schon wieder an, in ihm zu wirken.

Schlimm war nur, daß Zorn und Scham ihm immer wieder in siedenden Wellen zu Kopfe stieg. Der andere — hinausgebracht hat er mich — hinausgeworfen darf man ruhig behaupten — hinausgeworfen.

Und wie hab' ich mich verhalten, daß solcher Schimpf mich treffen mußte! Ein lästiger Einbringling war ich, der die Leute bei ihrer Berufsarbeit stört — Hausfriedensbruch beging ich — dem, der mich so unauffällig hinausbefördert hat, muß ich noch dankbar sein.

Ein bitteres Lachen verzerrte seinen Mund.

Nun brachte ihm der Kellner den Brief von Matilde. Er las ihre Worte, bewegt, und dann wieder in Trost ob seiner Rührung. Darf die weiche Weise ihn einflussen?

Du hast es gut gemeint — mit deiner geschäftlichen Fürsorge — wenn ich das gelten lassen will — aber ist dies das Einzige — das Schlimmste? Und — wer einmal lügt, dem glaubt man nicht —

Immerhin — Gewißheit ist not. überrumpelt hab' ich Matilde. Wohl möglich, daß sie gar nicht recht klug aus mir geworden ist.

Noch einmal will ich von vorn anfangen, will alle Form wahren und will mich zurückhalten.

Er machte sich auf den Weg zu Matildes Wohnung. Der Weg war mit allen guten Vorsätzen, so weit es in seinen Kräften stand, gepflastert. Er war entschlossen, auf alle Beweggründe zu hören, ruhig zu wägen, der eigenen Empfindsamkeit zu wehren. Gefestigt und geläutert erschien er sich selbst — und jetzt strömte auch eine Kraft ihm zu — kam sie nicht von dem Unverlierbaren, Unauslöschlichen, das unter

Vor dem Ohlندیschen Hause. Das Mädchen öffnet. Frau Menander sei nicht da. Ob sie Herrn Doktor bei Frau oder Herrn Ohlندی melden solle,, „Bitte bei Herrn Ohlندی.“ Sie kommt gleich zurück. „Herr Ohlندی läßt bitten.“

Durch einen Zeitraum der Leere muß Hilmar sich tasten, bis er sich Klaus gegenüberfindend in dessen Zimmer findet. Ihm ist verschwunden, was bisher gesprochen ist. Aus Ohlندیs Worten, den er jetzt reden hört, reimt er sich das wieder zusammen.

„— und nicht wahr — über das eine sind Sie sich doch selbst klar — heute mehr noch als gestern muß Ihre Frau vor jeder Erregung bewahrt werden. Nachdem sie sich mühsam



Die Töchter des Malers, Margarete und Elisabeth, auf dem Schulweg. Gemälde von Gustav Adolf Hennig (1797–1869). (Aus der Ausstellung „Kunst in Sachsen vor hundert Jahren“, die in Dresden anlässlich des 100 jährigen Bestehens des Sächsischen Kunstvereins vor kurzem stattfand.)

dem Eingestürzten lebendig geblieben, das wieder blühend ans Licht wollte und sollte — das, was in seines Wesens Gründe für Matilde eingesenkt war, für Matilde, sein Weib —

Er fand Matilde nicht zu Hause. Ihr war die Zeit zu lang geworden, so hatte sie sich in aller Eile auf den Weg zu seinem Hotel gemacht. Der neugierig geschwätzigen Wirtin hatte sie nichts davon verraten. Hilmar hörte von dieser Dame nur, daß Frau Menander fortgegangen sei. „Vielleicht zu Ohlندیs,“ fügte sie hinzu.

Wie ein Schlag traf ihn dies Wort. Welt ward sein Mund in breitem, bitterem Lachen. Nun ja — da ist sie zu Hause — alle sagen sie es — alle wissen sie es — darf ich, der ich der Nächste bin, darüber verwundert sein? Und er geht dorthin, selbstverständlich, maschinenmäßig.

wiedergefunden hat. Ihre Stimme zu schützen und zu hüten bin ich da.“

„Sie sind nicht wahrhaftig, Herr Ohlندی!“

In diesem Angriff, scharf, rücksichtslos, ehrenrührig atmet Hilmar auf, spürt sein Herz stärker schlagen, in Nachsucht, in Kampfeslust, in gesundem Mannesgefühl, und freut sich, daß die Kraft ihm wiederkehrt.

Er hat geschlagen, hat verkehrt, da drüben hebt sich der Stolz.

„Darf ich Sie bitten, sich darüber auszusprechen?“ Klaus bleibt in der ernstesten Güte. Gerade so aber gießt er Öl ins Feuer.

Und Hilmar spricht, heftig, stoßend, ungehemmt: „Die Stimme ist doch bloß Vorwand. Oder Mittel zum Zweck. Es ist Ihnen — um meine Frau selbst zu tun!“

Kein Nerv zuckt in Klaus Ohlندیcks Gesicht. Nur die Augen vertiefen sich schmerzvoll ins Unergründliche. Seine Worte bleiben in klarer Stille.

„Wollen Sie mir nicht freundlichst sagen, worauf diese Behauptung sich stützt?“

„Ist alles, was ich hier erlebe, noch nicht beredt genug! Aber hier —!“ Er holt das Lichtbild aus der Tasche und schiebt es auf den Tisch. Unzufrieden schon und zornig über sich selbst. Wie kommt er dazu, sich verhören zu lassen! Er, der hier zu verhören hat! Und zu fordern!

Ein lächelnder Gram zieht über Klaus Ohlندیcks Mienen. Dann ein Aufwettern „Das hat man Ihnen geschickt? Ohne Begleitbrief?“

Bei Hilmar ein kurzes, unwilliges Nicken.

„Haben Sie den Briefumschlag noch?“

„Nein. Und was soll das?“

„Allerdings für die Sache selbst ist es belanglos.“

Klaus hebt den Kopf. „Sie haben mir Unwahrheit vorgeworfen, Herr Doktor König. Ich hab' vor verletztem Stolz mich zu hüten, der nun einfach schweigen würde. Und ich will gerade reden, will Ihnen ganz gelassen meine Erklärung geben. Die Situation auf diesem Bilde, das Ihnen zu schaffen macht — wir beide gehen zur Probe — Frau Menander hatte ein paarmal den Übergang nicht getroffen in der Totenklage: Freunde! Seht! Fühlt und seht ihr's nicht?“ — nun hatte sie ihn sicher — und sie sang ihn strahlend zu mir auf —“

Er sagt es gütigen Tones, in milder Nachgiebigkeit und sehr ernst zugleich. Dann aber wird dieser Ernst noch schwerer. Seine Stimme bekommt etwas Unnahbares, aber die Ruhe freundschaftlicher Güte verliert er nicht. „Die eine große Bitte habe ich jetzt an Sie. Daß Sie nicht an das rühren, was Sie nichts angeht.“

Hilmar fuhr zurück. „Und was ist das?“

Klaus sah ihm groß und klar ins Gesicht. „Das ist das, was ich für Ihre Frau empfinde.“

„Das — geht mich nichts an —?“

„Nein! Niemand geht das was an. Auch Ihre Frau nicht. Meine Empfindungen für mich! Erst wenn ich sie preisgebe, hätten andere da hineinzureden. Was Ihre Frau mir ist — ganz und allein meine Sache! Damit haben Sie sich zufrieden zu geben. Und wenn ich jetzt ein Weiteres tue — und noch mehr mich offenbare: ich bin ein ganz unmoderner Mensch. Und habe noch über die Ehe die alten, unmodernen Anschauungen. Hätte sie vielleicht nicht, wenn ich selbst nicht — mit allzu großer Hypermmodernität in allzu enge Verührung gekommen wäre. Aber so ist es nun. Und das ist es, was ich über unsere Sache zu sagen habe.“

Hilmar fühlt ein Zwingendes, eine Macht, aber dann widerstrebt er gerade dieser Macht und lehnt sich auf wie gegen eine Drohung, eine Fesselung und eine Machenschaft.

Und fragt sich: „Ist das große Zugeständnis nicht gefallen? Was ich für Ihre Frau empfinde — was Ihre Frau mir ist“ — heißt das nicht mit nackten Worten: ich liebe Ihre Frau? Ob nicht solche Ehrlichkeit ihn, den Gatten, wehrlos und sorglos machen soll —?

„Jetzt muß ich Matilde sehen! Matilde sprechen! Nur im Zusammensein mit ihr kann alles sich lösen —!“

„Um so mehr“ — seine Worte schrillen — „hab' ich mich jetzt mit dem Empfindungsleben meiner Frau zu beschäftigen.“

„Und wieder bitte ich Sie, nicht jetzt. Ich sagte Ihnen schon, Frau Menander ist heute Isolde. Sie werden das respektieren. Denn schließlich ist doch keiner mehr daran beteiligt als Sie.“

Hilmar fährt zusammen, starrt und leucht, seine Glieder fliegen. Da wird es Klaus bewußt — nach dem, was Matilde ihm gebeichtet hat — daß diese letzte Wendung unglücklich und mißverständlich war.

„Be-teiligt?“ stottert Hilmar mit wirren Augen — „Be-teiligt —“

Treuherrzig tappt Klaus zu, ihm zu helfen: „Ich meine natürlich innerlich, seelisch —“ Und macht es nur schlimmer, ganz schlimm —

Hilmar springt auf — er schwankt — Klaus will ihn stützen — ein wilder Stoß wirft ihn zurück — zur Tür hinaus stürmt Hilmar —

In seinem Hotelzimmer findet er sich wieder. Wie er dahingekommen ist, weiß er nicht.

Er fühlt nichts mehr als das große, furchtbare Alleinsein.

Nun hab' ich nichts mehr auf der Welt. Nichts mehr als mein Brandmal. Das sie auch ihm, dem andern, auf-

Nr. 40

gedeckt hat! Gebrandmarkt vor dem andern — er — als ein Ausgehaltener! Verraten, geschmäht, herausgeschleudert aus der Welt — allein — in der grausamsten, der schandbarsten aller Einsamkeiten —

Nichts mehr denken — nichts mehr —

Die Gedanken — langsam, kalt und klar fallen sie — wie gefrorene Wassertropfen. Und jeder Tropfenfall erschüttert ihn mit bohrendem Schmerz bis ins Mark.

Er fragt sich, wie lange hält ein Mensch sowas aus? Und wenn nun der Tropfen den nur noch kümmerlich glimmenden Verstandesfunken trifft — wenn der zischend erlischt — wenn ich verrückt werde —?

Was liegt im Grunde daran? Es ist ja alles so gleichgültig — egal — alles egal — und schon besser blödsinnig sein, als von diesem immer wiederkehrenden, tropfenden, fallenden Schmerz sich zu Tode bohren lassen.

Er kann sich nicht aufrecht halten. Dieser Kopf, in dem das Gehirn vereist, der wie ein Eisklumpen wird, sinkt vorn über. So sterbensmüde — wie eine Schlafkrankheit ist es — nicht mehr erwachen —

Und wieder liegt er stundenlang wie tot.

Als er wieder zu sich kommt, ist es Abend geworden. Langsam kehrt die Besinnung zurück. Er blickt in die Wirklichkeit — sind ihre Schrecken nicht abgeblaßt? Der Schlaf ist nun doch mein Freund, sagt er sich, mein bester, mein einziger.

Er sieht nach der Uhr, es ist acht vorbei. „Jetzt singt sie schon die Isolde,“ denkt er. Aber der Gedanke ist nur ein huschender Schatten.

Nun verspürt er Hunger und Durst. Das erstemal, seit er in der Stadt ist. O, jetzt werden wir gut essen und gut trinken und uns gut anziehen dazu. Er bringt es fast zu einem spitzbübischen Schmunzeln, als schlage er aller Welt und dem Schicksal und sich selber ein Schnippchen.

Ja, ja, der Magen! Ohne Herz und Hirn kann man ganz gut leben. Der Bauch ist des Daseins Inbegriff. Und damit durchschwirrt seinen ausgemergelten Leib ein Grinsen müden und stumpfen Hohnes.

Aus den Toren und Türen des Opernhauses strömten die Menschenmassen, noch zusammengeballt von gleicher Bewegung, bis sie in einzelne Wünsche, Triebe, Richtungen sich zerteilten.

Manch einer, der beglückt zu dem Sternenhimmel aufatmete. Großes, Machtvolles war ihm widerfahren.

Einer, der nicht zu dieser Menschenflut gehörte und noch fremd und fern und wie abwesend in ihr herumirrte. Der in sie hineingeraten war, von einem dunklen, ihm kaum bewußten Zug hierhergezwungen. Hilmar König.

Laute Begeisterung drängte sich ihm ins Ohr. „Ja, die Menander“ — „solche Isolde und solche Brangäne zusammen“ — „kein Theater in Deutschland macht uns das nach, nicht Berlin, Dresden, München“ — „Ohlندیck phänomenal“ — „großartige Auffassung“ — „ganz eigene“ — „Klasse für sich“ — „Menander“ — „Balina“ — „Menander“ —

In Hilmars verwüstetem Hirn, durch das von Rotweins Gnaden die Funken des Eigenlebens sprühten, hob sich die lässige Abwehr: Menander — was geht mich das an — mein Name ist König —

Aber eine Springflut der Enthusiasmierten riß ihn mit fort, die nach dem Bühnenausgang hinstrebten, die Künstler mit lauten Huldigungen zu feiern. Und nun stand er wie festgemauert in dem Wall der Wartenden.

Ein paar von den niederen Göttern erschienen zuerst. Mit Wohlwollen wurden sie zur Kenntnis genommen, ihre Namen wurden beiläufig genannt, hier und da grüßte sie ein Bravo. Dann kam eine Weile nichts. Und die Spannung stieg.

Hilmars Augen schweiften über die Gesichter hin. Blöcklich machten sie schreckhaft halt.

Robert Löleisen — und wieder bist du zur Stelle — bist du ein Gespenst — mein Gespenst — dem ich nicht entrinne —?

Er wollte sich ducken — wollte es, um sich tatsächlich nur desto steiler in die Höhe zu richten. Aber der andere gewahrte ihn nicht — dessen Blicke lagen unverwandt auf dem Bühnenausgang —

Wie kommst du hierher? Ich denk', du bist in Holland. Bist du der fliegende Holländer? Mit krampfhaften Wizen versuchte Hilmar sich aufzupeitschen.

Guck doch einmal hierher. Wirßt dich wundern. Deine Freude wirßt du haben. Daß ich hier so unter der Menge



Capri, Marina grande. Gemälde von Konstantin Gorbatoff

vor der Tür herumlungere. Ich darf da nämlich nicht hinein. Gestern haben sie mich da hinausgeschmissen. Und nicht bloß da — o, ich kann dir sagen, was Hinausgeschmisseneres gibt es auf der ganzen Welt nicht.“

Er betonte sich selbst als den Depossedierten und Deklassierten — nach ausgelassenem Desperadotum verlangte es ihn — ein Galgenlachen durchschüttelte ihn.

Nun piffte der Portier — zweimal nacheinander — das Signal war ihm bekannt. Zwei Autos wurden verlangt. Ein Wagen fuhr auf den Hof. Dann noch einer.

Und jetzt — auf die Stufen des Ausgangs tritt eine Dame — ein Herr folgt ihr — Matilde — und Klaus Ohlendorf.

Die Menge wogt auf — brüllt Hoch! und Hurra! Tücher wehen — die beiden steigen ein — Hingerissene stürzen an den Wagen, einen Händedruck zu gewinnen.

Hilmar ist auf die freie Straße getaumelt — durch sein Gehirn zieht es sich wie dunkle, blutige Streifen — von Verderben, Vernichtung, Tod — vor das Auto sich werfen — oder dem andern an die Kehle gehen — ja, ja — ihn würgen, würgen —

Das Auto, jetzt losgelöst von der Menge, kommt in schnelle Fahrt — es hupt wie wahnsinnig — entschlossene Arme packen den Schwankenden und ziehen ihn aus der Bahn.

Wie ein Irreer blickt Hilmar sich um — da steht Robert Löteisen vor ihm, begrüßt ihn, spricht ihn an.

Er hört die ersten Worte nicht — durch den Ton, der freundlich unbefangen ist, klingt eine leise Verwunderung — da hat er sich ganz beisammen — und spricht gewandt, durchaus Herr der Lage, glaubhafte Lügen.

„Ja — ich sollte mitfahren — in dem Tumult haben sie mich nicht gefunden — nun, das ist erklärlich, nicht so? Es war doch eine Sache!“

Das Gedränge verläuft sich hinter dem ersten Wagen her, in dem die Hauptpersonen sitzen. Jetzt kommt das zweite Auto, Ausweichende trennen die beiden. Zwei bekannte Augen springen aus dem Wagen Hilmar an. Maja Valina.

Er starrt gebannt. Sie läßt halten. Steigt aus, nimmt grüßend seine Hand. „Wollen Sie mit mir fahren?“

Da steht Robert Löteisen. Gut, daß der dich sieht, deine Zusammengehörigkeit mit den Künstlern! Nun kann der nichts ahnen von dem Ausgestoßensein.

Er winkt ihm zu. „Ich fahre jetzt also nach! Auf Wiedersehen!“ Folgt Maja in den Wagen, sinkt in die Polster, stammelt vergessen und verloren vor sich hin: „Er braucht es nicht zu wissen —“

Maja sieht ihn an, behutsam, schweigend. Sie weiß. Nach einer Weile sagt sie mit ihrer weichen Stimme: „Darf ich Sie bitten, mein Gast zu sein, Herr Doktor?“ Und leise fügte sie hinzu: „Mir ist es, als hätte uns — dieser Abend an einen Tisch gesetzt.“

Ein Unbehagen kriecht ihn an. Vor einem Ungewollten, Ungefragten, Ungebetenen, Aufdringlichen. Dann aber streckt seine Bedürftigkeit die Arme aus. Sein Elend zwingt ihn, seine Verlassenheit.

Hier bin ich ja nicht verlassen. Jemand ist bei mir. Eine Menschenseele fühlt mit mir. Hier ist Mitleid — und Mitleiden. Ja Mitleiden! Und nur so darf man ein Mitleid sich gefallen lassen. So aber ist es gut.

Er weiß von ihrem Schicksal. Nicht nur dieser Abend, das Leben hat sie beide an einen Tisch gesetzt.

Und es hebt ihn, daß er nicht der einzige Geschlagene, Verstoßene, Unglückliche ist. Daß nicht an ihn allein der Trost sich heranmacht, daß er auch Trost zu geben hat. Er hat zu geben! Er ist noch nicht ganz verarmt. Er ist noch etwas. Noch lebt eine Kraft in ihm. Die stützen, halten, schenken kann. Und an der er selber immer mehr sich aufrichtet. Nun atme ich wieder in anderer freier Luft. Ich krieche nicht mehr im Staube!

Er ist der Mann, der Herr, der Kavaliere. Tut all dies Schwere, Dumpe, Läßige des Schicksalshaften von sich ab. Bewegt sich leicht, unterhält seine Dame, plaudert.

Sie steigen aus, treten in Majas Wohnung. Der öffnenden Haushälterin gibt sie den Auftrag: „Decken Sie bitte für zwei und machen Sie es festlich.“

Hilmar nimmt im Wohnzimmer Platz. Maja geht sich umkleiden, auch sie will sich festlich machen. Er mustert den Raum. Da in der Ecke ein Madonnenbild mit ewiger Lampe, ein Betspult davor. Um das Bild ein Kranz von Reliquien, Andenken, Erinnerungszeichen.

Schnell ist Maja wieder da. In schmutzlos schwarzem Abendkleid. Gegen das Dunkel des Gewandes, des Haars, der Augen leuchtet das wunderbare Weiß ihrer Haut auf, blendend und betörend.

Sie kniet vor ihrer Madonna nieder und liegt im Gebet. Hilmar, ratlos, entsezt, zornig, verstört — wie stößt dies Gebete ihn ab — aber ist dies bloß Gebete, ist es nicht mehr — das Fremdartige zaubert und lockt — und was ihn abstößt, reißt ihn dann nur um so fester selbst in eine schwüle, düstere, mystische Verückung —

Seine Blicke schlingen sich um ihre kauernenden und schauernden Glieder.

Nun erhebt sie sich — die Augen noch verschleiert und feucht — aber dann flammen sie, die Tränen verbrennen — seine Sinne brausen —

Die Hausdame öffnet die Tür zum Schlafzimmer. Das Kristall der Sockelgläser funkelt. Er küßt der Herrin die Hand und reicht ihr den Arm.

Ohm Ekbert tat seine Arbeit. Von dem, was zwischen Hilmar und Matilde geschah, hörte er nichts. Er hatte auf ein Wort wenigstens von ihr gehofft. Keine Silbe.

Heute endlich ein Lebenszeichen. Von ihm. Eine Depeche. „Oberst König Königshof. Bitte heut zum Abendzug den Wagen an die Bahn. Hilmar.“

Nun würde er ja erfahren, wie es mit den beiden abgelaufen war.

Hilmar erschien, begrüßte den Ohm sehr ruhig, aber trocken und kurz. Das Gefühlsrege, das Beredte, geistig Bewegte seines Gesichts war wie erstarrt, die Anmut seines Mundes durch zwei tiefe Furchen wie abgegraben.

Von Matilde sprach er nicht, und Ohm Ekbert fragte nicht. Allgemeines wurde geredet. Dann, ohne Vorbereitung und Einleitung, wie ein Blitzschlag prasselte es vor dem alten Herrn nieder: „Ich hab' mich jetzt entschlossen, Königshof zu verkaufen. Geld will ich in der Hand haben. Und nicht mehr an der Scholle festgeleimt sein. Selbstverständlich bekommst du ein Ruhegehalt. Und zunächst einmal werden — die Schulden beglichen.“

Das ging auf Matilde. Ihr Name wurde nicht genannt.

Darauf konnte Ekbert immerhin seinen Vers sich machen. Eine geschäftliche Verständigung zwischen den beiden war nicht erfolgt. Es schien, als sei er im Zwist von ihr gegangen. Bedeutete das ernstlichen und dauernden Unfrieden? Was war dauernd bei Hilmar? Seine Pflöchlichkeiten waren ihm jedenfalls treu geblieben. Die auffällige Veränderung in seinem Äußeren deutete freilich auf tiefe und heftige Erlebnisse. Seinem jähen Entschluß aber legten schon die Zeitverhältnisse den Hemmschuh an.

Unter allen Umständen würde er, der Ohm, mit größter Sachlichkeit an diesen abenteuerlich neuen Plan herantreten. Alle ethischen Einwände hielt er wohlweislich zurück. Pflichtgemäß gab er in größter Ruhe seine wirtschaftliche Aufklärung.

„Die Zeit für den Verkauf ist so schlecht wie nur möglich gewählt.“

„Ich wähle ja nicht die Zeit. Die Zeit ist einfach da.“

„Du sagst, du willst Geld in der Hand haben.“

„Das will ich.“

„Du müßtest es also bekommen. Aber du bekommst es nicht. Denn keiner hat jetzt was.“

„Lächerlich! Wenn wir uns mit einer Anzahlung begnügen! Das übrige bleibt eben stehen. Ich kriege die Zinsen.“

„Und wenn du sie nicht kriegst? Zinsen und Zahlen ist heute mehr als je zweierlei.“

„Möglich, daß man was riskiert — wo tut man das nicht — aber das kann doch an meinem Willen nichts ändern. Ich hoß' hier nicht länger herum. Hier werd' ich verrückt. Da draußen — hab' ich, was ich brauche.“ Und ein wilder, unbesonnener Troß stieß hervor: „Ich bin entwurzelt, so will ich es auch ganz sein!“

Er schrak nun doch zusammen, daß er sich so rückhaltlos offenbarte, und warf sich wieder in die Geldgeschäfte. „Wir werden uns also an einen Gütermakler wenden. Weißt du einen?“

„Nein.“

„Dann hab' doch die Güte und erkundige dich gleich. Wir packen die Sache sofort energisch an. Und nun entschuldige mich, ich bin sehr müde.“

(Schluß folgt.)

Hofball. Von Georg Trhr. von Ompteda

Erinnerung an die Dresdner Leutnantszeit.

Es wurde darauf gehalten, daß wir jungen Reitschüler als willkommene Tänzer auch zu Hofe gingen. Aber das sog. „Ausgehen“ ist mir, wie jeder Zwang, außer dem Selbstzwang des kategorischen Imperatives, immer als Einschränkung meiner Freiheit erschienen. Ich fürchtete mich geradezu vor dem ersten Hofballe, denn ich besaß nicht die Baccalaureus-Sicherheit heutiger Jugend. Wovon sollte ich mit meiner Tänzerin reden? Von Pferden oder vom Dienst? Aber eben das war doch jetzt meine Welt! Und ich wußte noch nicht, daß fast alle Menschen immer nur von dem sprechen, was ihnen am nächsten liegt. Der Professor von seiner Wissenschaft, der Maler vom Malen, der Schieber vom Schieben, der Schuster von Schuhen, der Soldat von seinem Dienst. Wenigstens der Durchschnittliche, und das war ich doch nur, ich junger Dachs, der faum die Nase in die Welt hinausgesteckt.

Auf dem Hofball bot sich dem Auge ein farbenfrohes Bild. Man gewann von der Schloßgasse aus die große Treppe, auf deren Stufen Lakaien Spalier standen. Dann ging es durch eine schmale Galerie, wo eine Wache der Gardereiter aufgestellt war, in ihren hellblauen Röcken, weißen Hosen, hohen Stiefeln, dem Goldhelm mit weißem Kofschweif. Der Leutnant, den Stab in der Rechten, das Nahen von solchen zu verkünden, denen Ehrenerweisung zu teil wurde, grüßte mit der Linken. Dann trat man in die Säle, im strahlenden Glanz der kerzenbesteckten Lüster.

Das Bild, das einen da empfing, bedeutete dem nur halbwegs künstlerisch empfindenden Auge ein Fest. Wem die einzelnen nichts sagten, auf den wirkten doch gewiß die Farbensplecken der bunten Uniformen von Armees, Hof, Staat, Landschaft oder Ritterchaft. Auch Fremde waren vertreten und unter ihnen fielen die Ungarn in ihrer malerischen Magnatentracht besonders auf.

Neben den ordenbesetzten alten Herren standen die Mütter im Schmuck von „Diamanten und Perlen“, Ersatz für leise entschwindende Jugend. Der „Gang zu den Müttern“, um sich vorstellen zu lassen, war mir fast so schaurig wie jener, den ich mit heißen Augen im Faust gelesen, neben Conrad Ferdinand Meyers Gedichten und der Reitinstruktion ständig auf meinem Nachtiisch.

Ein Stück von den Eltern entfernt, bildeten die tanzbaren jungen Mädchen und Frauen einen rosa-grünlich-bläulich-lila-duftigen Farbenspleck, zu dessen Belebung, neben einer Schleife um den Hals, damals noch das reiche Haar diente, oft schon am Morgen gekräuselt, denn die „Friseurse“, die von Haus zu Haus ging, mußte doch mit irgendeiner anfangen.

Der weiblichen Jugend bester Schmuck aber blieb die blanke Schönheit schlanker Mädchenarme und die für heutige Mode fast schamlos entblößte Brust, während man wiederum, im Gegensatz zu unserer Zeit, nicht ahnte, ob das junge Ding wohlgeformte Girlbeine hatte oder nicht.

Wenn das Summen der Versammelten fast bis zum Tosen gestiegen war, klang plötzlich in all den Lärm hinein, wie in französischen Theatern, ehe der Vorhang steigt, dreimaliges Klopfen auf dem Getäfel. Totenschweigen. Die Herrschaften traten ein. Voran rutschte, denn er hob die Laßschuhe nicht, der alte Hofmarschall mit dem Stabe, gebeugt, als müsse er in ewiger Verneigung verharren.

Aller Blicke wendeten sich den Majestäten zu: König Albert mit klugem, ruhigem Gesicht und dem Vollbart, das Kinn nur frei, dem sein Bruder, Prinz Georg, bei gleicher Barttracht, die Züge nur schärfer, sehr ähnlich sah. Die Königin Carola, bei ihrer Kurzichtigkeit immer das gestielte Augenglas erhoben, machte voll gewinnender Lebenswürdigkeit, wenn auch auffallend verlegen, „Cercle“, wie der höfische Ausdruck lautete. Das heißt, sie suchte, reihum gehend, von Obersthofmeister oder Oberhofmeisterin unterstützt, nach jenen Damen, jenen Herren, die sie anreden wollte oder mußte, wie es nun einmal das Los der Fürstlichkeiten war, deren hohe Stellung nicht etwa Freiheit, sondern nichts als „Muß“ bedeutete, von früh bis spät.

Der König, der Feldherr von 1870, sprach während des Tanzes, dem er etwas unbeteiligt zusah, manchmal mit den Jüngsten, so daß ich immer Angst hatte, er möchte mich anreden. So führte ich meine Tänzerin möglichst seitab. Damit schien manche Eitle und Ehrgeizige aber keineswegs einverstanden, so daß meine Beliebtheit gewiß höchst zweifelhaft gewesen ist.

Trotzdem hat Se. Majestät mehrfach mit mir gesprochen. Immer boten dann die Brücke mein Großvater, der alte Landstallmeister von Mangoldt, oder meine Eltern. Ihr Segen baute mir Häuser.

Die Königin, die letzte schwedische Waise, selber kinderlos, zeigte sich besorgt um ihre Nichten, die Prinzessinnen Mathilde und Maria Josepha. Ihrem Tanze sah sie beglückt zu, wie andere Ballmütter auch. Meine Mutter hatte

mir erzählt, sie sei einmal in ihrer Jugend sehr schön gewesen. Ich konnte es mir, wie bei allen alten Leuten, nicht vorstellen. Ist doch das Besondere der Jugend, daß man mit zwanzig einen Vierziger schon für überreife, einen Fünziger für leicht angegangen, einen Sechziger für verfault hält, ja von einem Siebziger meint, er täte am besten, sich gleich aufzuhängen.

Nun begann der Tanz, zu dem, neben den Rundtänzen, jene Quadrille à la cour gehörte, an der auch die Herrschaften sich beteiligten. Wohl hatte ich diesen Hofstanz im Kadettenkorps unter Leitung des Hofballettmeisters Köller „studiert mit heißem Bemühn“, habe aber die vielen „Touren“ niemals beherrscht, was mir oft die Mißbilligung strenger Tänzerinnen zuzog.

Die Prinzessinnen forderte man nicht auf, sondern wurde zu ihnen befohlen. Gewiß war das für einen kleinen Leutnant eine hohe Ehre, dennoch hatte man geradezu Angst vor der ältesten der beiden Prinzessinnen. Belesen und unterrichtet, machte sie nämlich nie die übliche törichte Ballunterhaltung. Es ging sogar das Gerücht, sie habe einen armen, kleinen Leutnant gefragt, wann der zweite Kreuzzug gewesen sei. Der war vor Schreck fast umgefallen, denn die Schule lag schon zu lange hinter ihm und vielleicht hatte er es auch damals nicht gewußt!

Bei mir hat die Prinzessin wohl nach der geschichtlichen Grundlage Großenhains sich erkundigt, doch meine ebenso ehrerbietige wie bestimmte Antwort, ich hätte immer zu viel Dienst gehabt, als daß ich mich darum habe kümmern können, lächelnd entgegengenommen. Nie wieder hat sie mich dergleichen gefragt, mich aber noch oft zu einem Tanze befohlen, bei dem ich mich mit dieser klugen Dame immer gut unterhalten habe.

Auch mit ihrer Schwester, Maria Josepha, habe ich öfters getanzt. Sie war nicht allein hübsch, sondern auch ungemein einfach und natürlich. Sehr bald hat sie sich mit dem Erzherzog Otto von Österreich vermählt, eine der männlich schönsten Erscheinungen, die ich gesehen habe. Leider hielt nur der Charakter mit solch blendendem Äußeren nicht Schritt. Er ist später einen traurigen und einsamen Tod gestorben.

Habe etwa auch ich, der immer etwas besangene und doch so lebensdurstige Husarenleutnant, gewußt, daß mir einmal ein einsames Alter beschieden sein würde, verdunkelt durch die dumpfen Schleier der Taubheit? Ein Bibelwort, das mich immer eigen berührt hat, ist jenes: „Und Maria bewegte seine Worte in ihrem Herzen.“ Ich habe alles „bewegt in meinem Herzen“ und ist es nun auch längst zeronnen, wie Wasser in der Hand, so blieb mir doch in meinem stillen Alter, da die Welt mir schweigt, die Erinnerung, so köstlich, daß, wenn ich zurückdenke an die Leutnantszeit, ein Singen und Summen anhebt, das immerhin ein Glück bedeutet.

Ich, der ich schon damals meine nachdenklichen Stunden hatte, konnte doch auch fröhlich sein wie ein Kind. Aber erst, wenn der Hofball geendet und ich die Treppe hinabschritt, als Sieger über Befangenheit, über mich selbst.

Dann waren mir die Lippen aufgetan, die oft nicht gewußt, was dem jungen Dinge sagen, das mir gerade im Arme hing. Nun es vorbei, erzähle ich Mordsgeschichten jener mit dunklen Comteßerlingudeeln oder dieser mit dem schneeigen Hals, den ich einen ganzen langen Tanz hindurch in Atemnähe gehabt habe. In der Kleiderablage verstand ich es sogar, reifen Damen den Abendmantel zu halten und alten Knackstiebeln, um die ich mich sonst nicht bemüht, die ehrerbietigste Verbeugung zu machen. Dabei belauschte ich es, wie einer fragte: „Wer ist der junge Husar?“

„Ach so, Ompteda. Ist das ein Sohn vom Hofmarschall, der die Mangoldt zur Frau hat? ... Scheint ja ein netter Mensch zu sein! Übrigens war es nicht recht animiert heute abend? Ihre Majestäten waren sehr gnädig. Sind Sie morgen auf dem Belvedere? Da ist mein Wagen! Grüßen Sie Ihre Frau Mama!“

Also man fand mich nett! Da war ich Eitler zufrieden mit mir selbst. Der Tanz hatte mich warm gemacht, vielleicht auch der viele königliche Sekt, den mir ein alter Lakai schmunzelnd immer wieder eingeschenkt.

In solcher Stimmung stand man dann, nach all dem Trübel und Tanz, auf der stillen Schloßstraße. Schnee war inzwischen gefallen, wovon wir auf dem Hofballe ebenso wenig etwas geahnt, wie von den Härten des Lebens da draußen. In der eisigen Kälte der Januarnacht verharrt, knirschte er unter dem Tritt der hohen Husarenlackstiefel mit den Tanzsporen, die nicht klimperten beim Gehen, sondern nur klirrten, wenn man die Abfälle zusammenklug.

Der Reitschulomnibus war, weil der Hofball ungewöhnlich zeitig geendet, noch nicht da. So gingen wir in die bekannte Bierstube von Kneißt auf der Großen Brüdergasse.

Saß dort, wie jetzt, Major K. am Tisch, dann war es immer unterhaltend, bössartig nie, denn wer Humor hat, ist von Herzen gut. Und doch weilten meine Gedanken anderwärts. Noch immer sah ich den Ball vor mir, und daß dieser hohe Herr mit mir gesprochen und jene Erzählung mir Grüße an die Eltern aufgetragen. Und alles das: Glanz und Farben, Eitelkeit und Tanz einte sich in mir zu einer dumpfen, unbestimmten Seligkeit. Dann brannte eine der Tänzerrinnen des Abends als stille Flamme in meinem Herzen.

Vielleicht träumte jetzt die Flamme von einem Husarenleutnant, der kaum mit ihr gesprochen, ihr aber dafür tief in die Augen geblickt. Ist nicht Einbildung der Liebe menschlichster Teil?

Doch solches Herzklopfen für eine dauerte nie lange und dann überhaupt wozu? Zum Heiraten hatte ich nicht genug Geld. Sie gewiß auch nicht. Auch war ich ja noch viel zu jung. Ein weites Leben lag vor mir und das wollte ich genießen. An anderes dachte ich aber nie, denn von der Unberührtheit, ja Unantastbarkeit eines jungen Mädchens der Gesellschaft hatte ich einen zu hohen Begriff.

Aus solchen Träumen am Tisch weckten mich die Kameraden. Der Omnibus stand da. Und beim Rattern über die Brücke, während unten auf der Elbe im Mondenlicht die Eisschollen dahergezogen kamen, fiel kein Wort mehr.

In einer solchen Nacht nach einem Hofball hat der Leutnant von Holleben, mit dem ich einst im Kadettenkorps gewesen, als er, noch erhitzt vom Tanze, die Elbbrücke überschritt, einen Schatten über das Geländer sich schwingen sehen. Sofort springt er ihm von der gewaltigen Höhe in die Dunkelheit des schollentreibenden eisigen Stromes nach. Es war irgendein verzweifelter Menschentyp, das er da gerettet.

Diese junge Brust, die kein Kreuzlein zierte, war des höchsten wert. Ich dachte an die Ordengespalterten und mußte lächeln bei dem Gedanken; aber ich war auch stolz, daß ein solcher Kerl die Achselstücke trug.

Am anderen Morgen hatten wir früh Dienst. Ohne Mantel im Schnee. Doch die Pferde rüttelten einen so durch, daß man vor Übernächtigkeit sich zusammennehmen mußte, sich nicht von seinem Gaul zu trennen. Der Reitlehrer hatte sonst gesagt: „Ich glaube, der Schinder liebt Sie nicht!“

Die Türme der Technik. Von Dr. Albert Neuburger.

Uralt-ehrwürdige Vorstellungen verbinden sich für uns mit dem Begriff des Turmes. Diese Vorstellungen kommen schon in den Bezeichnungen seiner ältesten Zwecke klanglich zum Ausdruck: Schutz und Trutz. Die Mauern der Städte versah man mit Türmen, die einen Überblick gewährten, weithinaus ins Land zogen sich die Wachtürme, von denen aus das Herannahen der Feinde gemeldet wurde. Neben dem Turm des Kriegs entstand der des Friedens, entstand der Kirchturm, in dem die Kunst ihre höchsten Triumphe feierte. Die herrlichen Türme der deutschen Münster und Dome finden in der Welt nicht ihresgleichen. Durch Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch hat der Turm fast ausschließlich den Zwecken der Verteidigung und des Glaubens gedient. Wir wissen es nicht anders. Die Bezeichnung „Turm“ löst bei uns unwillkürlich eine dieser beiden Gedankenverbindungen aus.

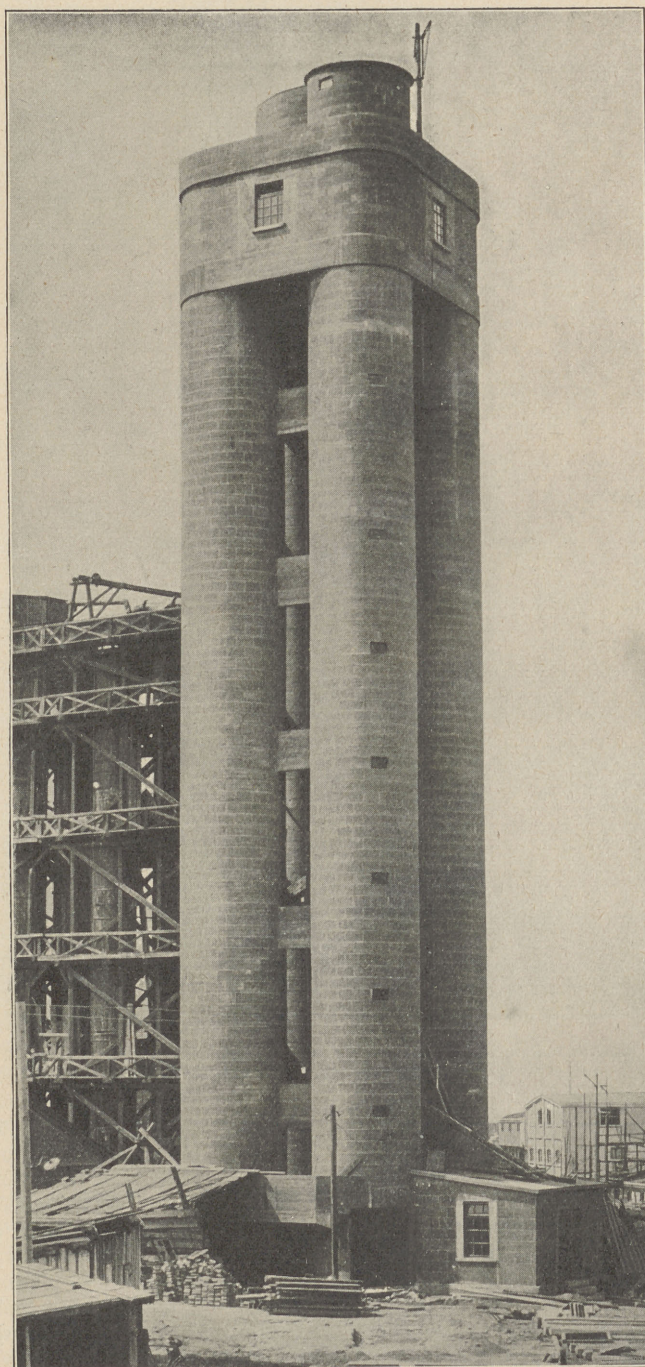
Fahren wir jedoch heute durch die Lande, so bemerken wir da so manchmal Türme, die nicht zu den alten Überlieferungen, die nicht zu den vererbten Gedankengängen passen wollen. Befremdend ist ihre Gestalt. Wir sind ja in bezug auf die neuzeitliche und futuristische Architektur gar mancherlei gewöhnt und haben allmählich das Wundern verlernt. Aber so sonderbar, so geradezu absurd manche dieser Türme aussehen, so sagt uns doch unser Gefühl, daß es sich hier nicht um die Auswüchse der Phantastie eines hypermodern veranlagten Baumeisters handeln kann. Wir empfinden es, daß ein besonderer Zweck, daß eine Aufgabe zugrunde liegt, deren zielbewußte Lösung zu diesem eigenartigen Erzeugnis der Baukunst führen mußte. Da hat der eine dieser Türme die Gestalt an-

einandergepreßter wuchtiger Säulen, der andere ragt in Form eines feinmaschigen Geflechtes, einer Art von Gitterwerk, von Spinnengewebe, in die Luft, nur daß die Fäden dieses Gewebes aus eisernen Trägern und Schienen bestehen. Dort ein abgestumpfter Keil, hier eine Häufung von himmelhoch emporstrebenden überschulenkten Röhren, eine rätselhafte Stadt der Türme, ein mysteriöses San Gimignano!

Erst tauchten sie vereinzelt auf, diese sonderbaren, diese skurrilen Baulichkeiten, die in ihrer Wirkung bald das Landschaftsbild jäh zerreißen, bald in glücklicher Weise hineinkomponiert sind. Der aufmerksame Beobachter bemerkt, daß sich ihre Zahl ständig vermehrt, daß sie rascher und rascher zunimmt und daß ihre Formen immer mannigfaltiger werden. Was hat es nun mit diesen Türmen für Bemannung, was bedeuten sie, aus welchem Grunde hat man sie errichtet?

Wir leben in einer Zeit der Umstellungen und der Umwälzungen, in einer Zeit, die ständig Neues schafft, in der die alten Begriffe sich erweitern, wir leben im „Zeitalter der Technik“. Dieses Zeitalter schuf auch diese Türme. Der „Turm der Technik“ ist ein Sinnbild des Fortschrittes, der Herrschaft des Menschen über den Stoff. Er wird nicht mehr aus der Welt verschwinden. Freilich benutzte man auch schon in der Vergangenheit Türme zu technischen Zwecken. Aber da nahm man sie eben, wie sie waren. Höchstens daß man sie so einrichtete, wie man sie eben brauchte. Der Wachturm blieb trotzdem ein Wachturm, der Befestigungsturm ein Befestigungsturm. Erst der Neuzeit blieb es vorbehalten, einen eigenen Typ des Turmes, diesen Turm der Technik zu schaffen.

Nur verhältnismäßig we-



Der „Turm“, der kein Turm, sondern eine chemische Anlage zur Bereitung von Naugen ist.
(Gurgi, Gesellschaft für Chemie und Gärtenwesen, Frankfurt a. M.)

nige Aufgaben waren es, die früher der Turm auf technischem Gebiete zu erfüllen hatte. Da gab es schon bei den Völkern des Altertums eine Art von Telegraphie, die mit Hilfe von Türmen und Brustwehren durchgeführt wurde. Teils zündete man einfache Feuer an, die weithin sichtbar waren, teils hielt man zu den verschiedenen Öffnungen der Brustwehr Fackeln hinaus. Je nachdem man die Fackeln in der einen oder der anderen oder in mehreren der Öffnungen erscheinen ließ, bedeutete dies bestimmte Buchstaben. So ließen sich Mitteilungen rasch auf große Entfernungen fortsetzen. Auch Leuchttürme kannte man im Altertum. Bedenken wir, daß gegen Ende des 18. Jahrhunderts durch Chappe eine optische Telegraphie ausgebildet wurde, die lange im Gebrauch stand und die sich über ganz Europa verbreitete und daß man auch heute noch auf hohen Türmen, insbesondere auf dem Eiffelturm und auf amerikanischen Wolkenkratzern drahtlose Stationen errichtete, so erkennt man, welche Rolle dem Turm auf dem Gebiete der Nachrichtentechnik von Anbeginn an zukommt. Die alten Feuersignale und Fackelzeichen brannten auf Türmen. Auf ihnen arbeitete der Chappe'sche Telegraph und arbeitet mancher drahtlose Sender. So zieht sich eine fortlaufende Kette vom Altertum bis zur Neuzeit. Der telegraphische Turm und der Leuchtturm haben die Jahrhunderte überdauert.

Schon früher einmal gab es eine gewaltige Umstellung technischer Art. Das war damals, als das Pulver erfunden wurde. Sie konnte am Turme nicht vorübergehen. Die alten Befestigungstürme hielten den Geschossen der „Feuerschlangen“, wie man zu jener Zeit die Geschütze nannte, nicht stand. Es war nötig, sie zu verstärken. Gleichzeitig aber entstand ein Turm der Technik, der „Kugelturm“. Es gab ein Verfahren, Bleikugeln herzustellen, von dem uns noch heute Spuren in Form eigenartiger runder Türme erhalten sind, die wir in oder an den Befestigungsmauern alter Städte finden. Sollten Kugeln gegossen werden, so stieg der Gießmeister mit seinen Gehilfen auf die Plattform dieser Türme. Hier wurde Blei geschmolzen und von oben herab im Innern des Turms in Wasser gegossen, das sich tief unten befand. Während des Falles rundete sich der geschmolzene Bleitropfen. Im Wasser erstarrte er plötzlich und behielt daher seine Gestalt bei. Mit derartigen Kugeln, die man zu mehreren in die Rohre füllte, schoß es sich besser als mit gehacktem Blei. Später wurden in gleicher Weise Schrote gegossen. Ein besonders starker, runder Turm aber, gleichfalls heute noch an vielen alten Befestigungen zu sehen, diente als Pulverturm. Man bewahrte darin das Pulver auf. Er gehört gleichfalls zu den Türmen der Technik, da seine Einrichtung und Ausgestaltung besondere technische Züge aufweist, die uns auch in seinem Äußeren entgegenreten. Um das Pulver bei

Bränden gegen umherfliegende Funken und damit vor Explosionen zu schützen, gab man seinen Mauern überhaupt keine Öffnungen oder man brachte nur ganz schmale, längliche Spalte darin an — eine in technischer Hinsicht zweckdienliche Maßnahme.

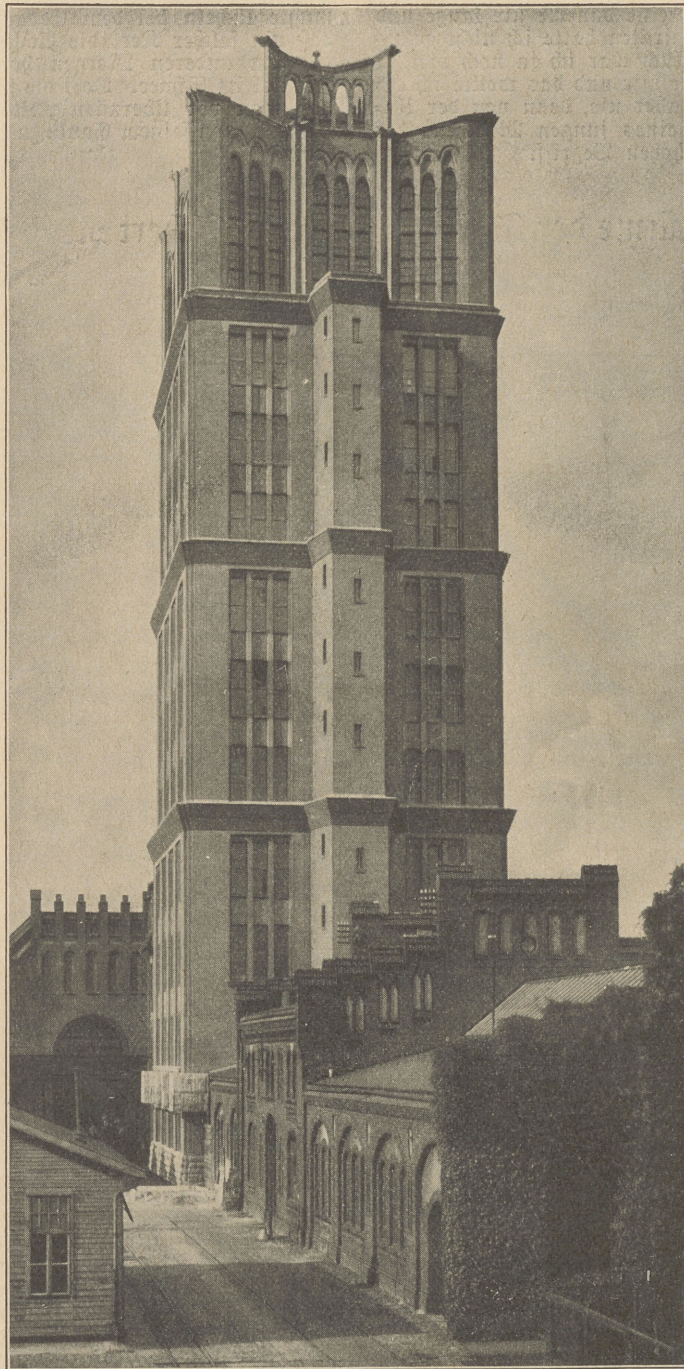
Um aber den Turm der Technik in höchster Vollkommenheit und in größter Mannigfaltigkeit zu schaffen, mußte erst ein Zeitalter anbrechen, das in weitestem Umfange unter technischem Einfluß stand. Jetzt erstehen immer neue Türme, jeder anders, jeder ohne Vorbild. Man kann schon

fast sagen: jeder Technik einen Turm. Eine Vielseitigkeit erschließt sich, die in Erstaunen setzt. Allen voran die drahtlose Telegraphie mit ihren Riesentürmen, von denen sich der von Königswusterhausen bis zu einer Höhe von 285 Meter erhebt. Das höchste Bauwerk von Menschenhand, der Eiffelturm, jetzt gleichfalls drahtlosen Zwecken dienend, ist 300 Meter hoch. In Amerika aber wird der „Emperor“ entstehen, ein Wolkenkratzer in Turmform, der höchste der Welt, dessen Höhe 403 Meter betragen wird. Auch er wird ein Turm der Technik sein, soll er doch auf seiner Spitze eine Funkstation aufnehmen. Manche der hohen Antennenträger, wie der zu Königswusterhausen, zeigen deutlich Turmformen. Andere wieder reden sich wie Stäbe in die Luft. Man bezeichnet sie als „Maste“. Da sie aber Gebilde mit richtigen, aus Eisengitterwerk gebildeten Seitenflächen sind, kann man sie ruhig zu den Türmen rechnen. —

Manchmal sehen wir einen derartigen hohen, schmalen Turm aus Eisengitterwerk, auf dessen oberstem Teil sich ein Häuschen aus Wellblech befindet. Eine rätselhafte Erscheinung. Das ist ein Filmturm. Wir treffen ihn meistens neben Neubauten von großen Kraftwerken oder Fabrikanlagen. Im Häuschen ein Aufnahmeapparat. Jeden Tag wird ein Bildchen oder es werden deren zwei gedreht. So entsteht allmählich ein Filmband, das beim Abrollen die Entstehungsgeschichte des Bauwerks vor unserm Auge vorüberziehen läßt. Man sieht, wie dieses allmählich aus der Erde wächst, alle

Einzelheiten des Fortschritts lassen sich erkennen und studieren. Nun stelle man sich zwei derartige hohe, schmale Türme aus Eisen dicht nebeneinander vor. In jedem ein Aufzug und beide zum Schutz gegen die Witterung ummauert. Wiederum ein Turm der Technik, der jetzt in amerikanischen Städten anzutreffen ist. Dort gibt es so viele Autos, daß man sie nicht mehr unterbringen kann. Wo in der Breite kein Platz ist, da muß man in die Höhe gehen. Die „Turmgarage“ nimmt zahlreiche Autos auf. Sie fahren unten hinein, werden im Fahrstuhl in die Höhe befördert und seitwärts abgestellt. So schafft sich der neuzeitliche Automobilverkehr seine eigenen Türme!

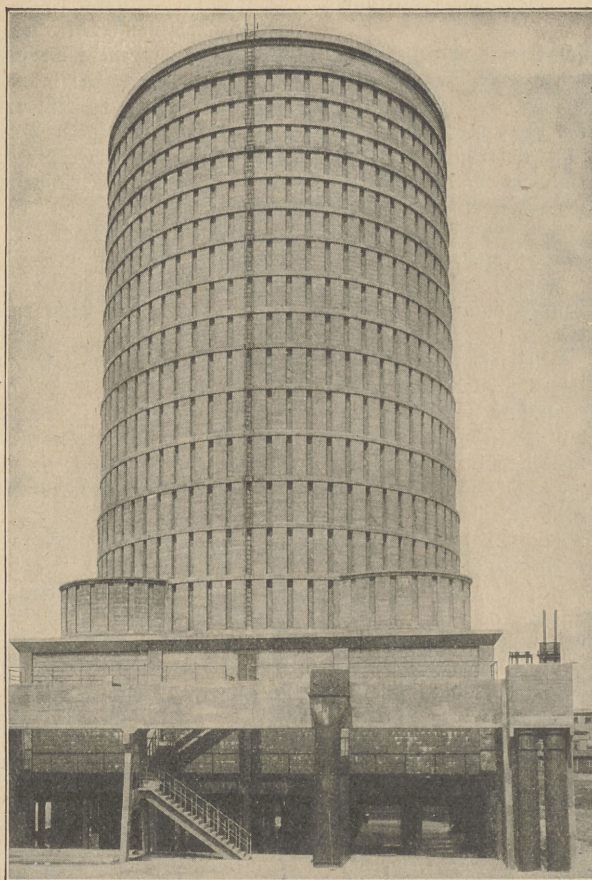
Was sind das für Fanale, die dort am Horizonte rauchen



Das Borsig-Hochhaus zu Berlin, Höhe 65 m. In dem Turm befindet sich eine Feuerlöscheinrichtung mit Pumpenzentrale.

und deren Rauchwolken sich hell vom Abendhimmel abheben? Was bedeuten diese riesigen, dicken, breiten Türme? Mit Verlaub: Was da von ihrer Höhe entströmt, ist kein Rauch, sondern Wasserdampf. Daher seine helle Farbe. Die Türme aber, diese abgestumpften Regler, können heute schon als Kennzeichen der großen Kraftwerke und anderer Anlagen bezeichnet werden, in denen starke Dampfmaschinen oder Dampfturbinen arbeiten. Diese Regler und Zylinder mit ihrer wuchtigen Monumentalität sind die Kühltürme, in denen der von den Turbinen abströmende Dampf wieder zu Wasser verdichtet wird, das dann von neuem den Dampfkesseln zufließt, um hier wieder in Dampf verwandelt zu werden. Das Wasser unterliegt also einem ständigen Kreislauf, so daß man mit verhältnismäßig geringen Mengen arbeiten kann, da es ja stets wieder von neuem benutzt wird.

Außerordentlich zahlreich sind die Türme der chemischen Technik. Was gibt es da doch alles zu verdichten, zu absorbieren, zu waschen, zu reinigen. Gase strömen in diesen Türmen von unten nach oben und werden dabei beregnet, um darin enthaltene Verunreinigungen herauszuwaschen. In anderen sollen Flüssigkeiten diese Gase aufnehmen und so entsteht ein Turm, der diesem Zwecke dient. Dort wieder braucht man Laugen — abermals ein neuer Turm! Der Wind, den man in Öfen bläst, um die Feuerung zu unterhalten, muß,



Kühlturm zu Trattendorf.

damit er diese nicht zu sehr abkühlt, vorher erwärmt werden. Schon wieder ein Turm, der „Winderhitzer“. Der kalte Wind wird hindurchgepreßt und begegnet dabei den warmen, aus dem Ofen entströmenden Abgasen. Beide tauschen ihre Wärme aus. Kommt der Wind aus dem Turm, so ist er heiß genug, um in die Feuerung geblasen zu werden.

Rathäuser, Parlamente und Schlösser mußten schon immer ihren Turm haben, um ihre Bedeutung hervorzuheben. Er war Symbol und architektonischer Schmuck zugleich. Betrachtet man die großen Baulichkeiten der Technik, die Büro- und Verwaltungsgebäude der technischen Weltfirmen, so fällt auch hier der Turm auf. Auch dieser Turm ist Symbol und Schmuck. Aber die Technik ist von einem eigenen Geiste beseelt. Alles muß Sinn und Zweck haben. Alles muß Nutzen bringen. Darum sind diese Türme außer Symbol und Schmuck auch noch Türme der Technik, technische Einrichtungen. In einen findet sich eine Pumpenzentrale, die die Feuerlösch-einrichtungen der ganzen weit-hingedehnten Anlagen mit Druckwasser versorgt, im andern ist oben ein Wasserbehälter angebracht, der das Wasser für den

Betrieb liefert. Wieder anderswo sind Einrichtungen vorhanden, um Meßinstrumente, vor allem Wassermesser zu prüfen. Nach ein anderer Turm dient dazu, um Versuche mit Scheinwerfern anzustellen — alles hat seine Bestimmung! Auch hier ist Schönheit und Zweckmäßigkeit vereint!

Der gespenstige Buschbock. Von Susanne Braunschweig.

„Sieh mal, Memsahib,“ sagt mein Boy Marunda und seine Augen werden groß vor Sehnsucht, „wenn du nun eines der kleinen Schweine schießen würdest, dann hätten wir sehr schönes Fleisch.“ Die Warzenschweinfamilie, um deren Sprößling es sich handelt, ist unten am Berg.

„Hm!“ machte ich, und kann mich der Berechtigung seiner Sehnsucht nicht verschließen, da wir seit einer Reihe von Tagen mehr oder weniger von Maispamps gelebt haben. Mit mörderischen Absichten gehe ich hinunter. Aber als es mir gelingt, unter Wind sehr dicht anzuschleichen, erscheint es mir ganz unmöglich, Marundas Wünschen gerecht zu werden. Unter dieser fünfköpfigen Familie herrscht eine vollendete Harmonie, und ich wäre mir wirklich als Raubmörder erschienen, wenn ich sie gestört und eines der Kinder dem sonnigen Kreis entrisßen hätte.

Regungslos verharrte ich hinter dem Christusdorn, und der alte Keiler kommt bis auf drei Schritt heran. Er ist so furchtbar häßlich, daß man ihn fast schön nennen kann. Denn diese Häufung aller erdenklichen Häßlichkeit wirkt großzügig, und Großzügigkeit ist immer schön. Ich bewundere alle Warzen, Falten und so unermuteten, wie vereinzelt Borsten in seinem grauen, recht unreinen Teint, während sein Jüngster und Ebenbild sich zärtlich an ihm schrubbt. Selten sah ich einen liebevolleren Vater!

Marunda hat von oben der Negation jagdlicher Tätigkeit kopfschüttelnd zugehört, und als ich sehr glücklich, aber ohne Schuß und Schwein wieder erscheine, sieht er mich an, als hege er berechtigte und beträchtliche Zweifel an meinem Geisteszustand. Und ich muß schon sagen, das ist mir peinlich, denn es untergräbt die Disziplin, und Disziplin muß sein.

„Also, Marunda,“ sage ich, „das erste Stück Wild, das du mir morgen zeigst, werde ich schießen.“ Daraufhin träumt er von Schweinefilet und Buschbockeleuten.

Nadelspitzer Sisal — Löcher — Dornen — Termitenhäuser — knittriges, hohes Gras — Löcher — Dornen — Sisal!

Ich setze mich erschöpft auf den sauberen Wall, den ein Erdsekel aus seiner Höhle geschafft hat, in der ich soeben bis an die Hüfte mit einem Bein verschwunden war, und bin afrikamüde.

Ganz genau habe ich vom Berg aus die Richtung gemerkt, als Marunda zwei Stunden vor Sonnenuntergang mir die klare, kleine Silhouette auf halber Höhe eines Termitenhäufens wies: „Pongo!“ sagte er. „Es ist ein Buschbock. Er wird dort stehen bleiben, bis die Sonne untergeht.“ Da mußte man an drei außergewöhnlichen Dornbäumen vorbeigehen, an zwei verkohlten Stämmen vom letzten Steppenbrand und an fünf Termitenhügeln. Der erste war wie ein Zeigefinger, der zweite wie eine Ritterburg, der dritte wie drei Türme, der vierte wie der Kopf eines Riesen und der fünfte wie ein Stachelschwein.

Und nun? Unheimliches Land! In unendlicher Wiederholung sind da außergewöhnliche Dornbäume, abgebrannte Baumstämme und Termitenhügel, die sich in keiner Weise voneinander unterscheiden. Zwischen goldenen Gitterstäben gefangen bin ich im gelben Gras, das die tiefe Sonne durchflammt. Im Feuer gegläht sind die Spitzen der Agaven. Der Buschbock schien mir nah: kaum eine halbe Stunde: nun sinkt die Sonne. Wo, zum Teufel, ist er? War er selbst und die sorgsam memorierte Umgebung nichts als eine Spiegelung dieser glasclaren Luft?

Ich möchte einen der Termitenhügel erklimmen, aber der ist über und über mit dicken Büschen der hakenförmigen Dornen bewachsen, die der Engländer jagdemäßig „Wait-a-bit“ nennt. Wart' ein bißchen! Ich habe keine Zeit zu warten.

Immer flacher überströmen rote Strahlen die glühende Dornenkrone des seltsamen Landes, da liegt ein Felsblock vor mir und ich klettere hinauf. Wie hingezaubert steht auf einem der Hügel, der kaum hundert Meter vor mir aus dem Gewirr sich reckt, der Buschbock. Genau so, wie von fern die kleine Silhouette vom hellen Himmel sich abhob. Regungs-

los sieht er mit erhobenem Kopf in die blendenden Strahlen der Sonne.

Wie wunderhübsch er ist. Das schattierte, braune Fell, das am Bauch ein wenig weiß gerandet ist, die kantigen, leichtgeschwungenen Hörner und der kleine, weiche, braun-weiße und langhaarige Wedel, der in lebhaftester Bewegung und das einzige Zeichen des Lebens an dieser steingewordenen Buschbock zusehen, bis er in der kurzen Dämmerung vorsichtig spähend herabsteigen wird, um die kleine Rinde zu suchen, mit der er vielleicht gestern zum Fluß hinuntersprang —. Marunda fällt mir ein, und sein vorwurfsvolles Gesicht, wenn ich wieder mit leeren Händen zurückkomme. Ich hebe das Gewehr zur Bude — ziehe — ziehe ab.

Hart und häßlich reißt der Knall den Frieden der Abendstunde entzwei. Wie weggewischt ist der Buschbock. Ich weiß, daß ich gut abgekommen bin. Blatt! Langsam und ein wenig traurig gehe ich ohne weitere Vorsicht hin.

Er liegt da und ist ganz ersichtlich tot. Und ich gehe auf ihn zu — langsam und ein wenig traurig — bücke mich und will den Einschuß suchen. Da — — pralle ich zurück. Mein toter Buschbock springt auf und ist mit zwei Fluchten im Sissal verschwunden. Darauf lege ich das Gewehr an die Erde, setze mich dazu und sehe tiefsinnig aus. Nein, es geht nicht mit rechten Dingen zu in diesem merkwürdigen Land!

Es gibt Büsche, die man genau kennt, und die eines schönen Tages wie Büffel aussehen. Nun ja, man kommt hin — bedachtig und mit großer Vorsicht — um festzustellen, daß es die alten wohlbekannten Büsche sind. Es gibt Bäume, die urplötzlich aussehen wie Elefanten. Erdklumpen, die so tun, als seien sie Warzenschweine und irgendwelche verwegene Kaktusgewächse, die sich zuweilen im Mittagsglast benehmen wie Zwergantilopen. Ich lasse diese optischen Porischerze gelten, trotzdem man sich immer irgendwie genasführt dabei vorkommt. Aber daß ein wahrhafter Buschbock auf knapp einhundert Meter von mir wahrhaft totgeschossen wird, und daß er danach, sogar ohne die geringste Schweißspur, das Weiße sucht, geht über meine, augenblicklich etwas mitgenommene Fassungskraft. Es lähmt. Ich mache nicht den Versuch, dem Spuk nachzugehen. —

Nicht lange darauf lügt Marundas Gesicht triumphierend um den Termitenhäusen. Seine Sehnsucht hat ihn mir — oder besser dem Pongo nachgezogen. „Wo ist er, Memsja'b?“ „Weg, Marunda!“

Sein Gesicht wird lang. „Hast du ihn nicht getroffen, Memsja'b?“

„Doch, Marunda, er ist tot umgefallen. Dann ist er weggelaufen!“ Jetzt ist die Reihe tiefsinnig auszusehen an

Marunda. Er sagt nichts, aber sein Blick geht zwischen dem letzten Sonnenstrahl, der wie ein Pfeil zu uns herüberschießt und meinem Tropenhelm hin und her.

„Die Sonne hat mir nichts getan, Marunda. Es ist wie ich sage.“ Darauf sieht er prüfend zu Boden, folgt wortlos der Fährte des toten Buschbocks, und ich folge ihm. Nicht weit. „Huju!“ flüstert er und weist mit dem Kinn voraus. In das dicke Gestrüpp wilderwachsener Dornen gedrückt, steht der Bod. Er hat den zierlichen Kopf mit den schönen Hörnern in den Nacken gelegt und scheint zu lauschen. Mir läuft ein Grauen den Rücken entlang. Langsam, beinahe widerwillig, ziehe ich die Büsche ein, halte auf die schmale Stelle hinter den Lichtern, die wie in Verklärung zum Himmel gerichtet sind — und schieße. Mit dem Verlöschen des letzten Sonnenstrahls bricht er zusammen. Rote Dämmerung breitet sich vom Meruberg her.

Meine erste Kugel? An der Stelle, die auf dem geradesten Weg zum Herzen führt, ist ein kleiner unblutiger Einschuß. Der Auschuß ist nicht zu finden. —

„Lauf nach oben, Marunda.“ sage ich, „hole die Laterne und alles übrige. Ich warte.“ Trotz seines Appetites wird er nachdenklich: „Memsja'b — der Simba — —“

„Lauf und tue, wie ich dir sage, wenn du Fleisch haben willst!“ Da braust er davon.

Neben dem toten Buschbock sehe ich, das Gewehr schußbereit über den Knien. Die schmale Sichel des Mondes steigt herauf und in der verlängerten Senkrechten ihrer Rundung hängt der Abendstern. Das zarte Licht der silbernen Schale kämpft mit dem ersterbenden Düstertrot im Westen. Eilige, seltsame Schatten wachsen, liegen still in harten Linien um die strahlenförmigen Sissalpflanzen und unter den Büschen der Christusdornen. Leise sickert das Blut aus der Wunde hinter dem starren, verglasten Auge.

Man muß die Hand über das tote Auge decken, damit das Licht der sinkenden Sonne darin bleibt. Es hatte hineingeblickt, nachdem meine Kugel mit leisem Singen den Tod hinübertrug. Wie sonderbar das ist — — Fremdartig ist das Land und voller Rätsel die violette Nacht, die mich mit dem toten Buschbock von der nüchternen Wahrheit des Tages trennt. — Aber die Laute der Dunkelheit werden wach. Da fange ich an zu singen. Nicht schön, aber laut, denn ich vermute, daß das den Löwen unangenehm sein wird. Es ist ihnen unangenehm! Nur die Hyänen kommen nahe heran und begleiten meine Pieder mit eklem, unheimlichem Ruf.

Dann schwankt Marundas Laterne zwischen starren Schatten. Er macht Feuer, und wir zerwirken den Bod. Als er das Herz herauslöst und mir reicht, ist es schwer von der Kugel, die nur den Weg hineinsand.



O Reisezeit, wonnige Reisezeit!
Hell blitzen die Schienengleise. —

Frohlachendes Reisespiel, eingereicht
In die ernsthafte Lebensreise. f. s.



Die Ferienerholung unserer Kinder.

Die Schulen spielen in Deutschland eine große Rolle; deshalb treten naturgemäß auch gewisse Folgeerscheinungen scharf hervor. Zu ihnen ist vor allem die gesundheitliche Gefährdung der Schüler zu rechnen. Es fehlt nicht an Beispielen, daß Kinder, die bis zum siebenten Jahre gesund und blühend waren, zu kränkeln beginnen, sobald sie die Schule besuchen, weil diese eben die jugendlichen Kräfte in sehr hohem Maße aufbraucht. So ist auch der Begriff Schulkrankheit entstanden. Zu diesen gehören besonders Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit, ängstliches Träumen, Nervosität, Appetitlosigkeit, Rückgratsverkrümmung, Kurzsichtigkeit.

Diese Krankheitserscheinungen sind leicht erklärlich. In unnatürlicher Ruhe verbringt das Kind fast die Hälfte des Tages, es atmet in verbrauchter Stubenluft, sitzt in schlechter, gebeugter Haltung, beschäftigt die Augen mit Naharbeit.

Dazu kommen die verschiedenen Aufregungen des Schullebens: das nicht immer reibungslose Zusammensein mit den andern, übergroßes, ehrgeiziges Streben, vielleicht auch Angst vor Eltern und Lehrern, also krankhafte Stimmungen. Endlich sind die häuslichen Schularbeiten zu erwähnen, die so manchmal nur von allerlei andern Tätigkeiten, wie Klavierspielen, Handarbeiten usw. abgelöst werden.

Das alles verbildet und schwächt mit der Zeit den jugendlichen Körper und zehrt bedeutend an der Nervenkraft. Zum mindesten darf behauptet werden, daß die andauernde geistige

Tätigkeit und der Aufenthalt in geschlossenen Räumen den jungen Menschen so anstrengen, daß ihm ein Ausspannen und eine Erholung dringend nötig ist. Diesem Zwecke sind die großen Ferien besonders nutzbar zu machen. Zunächst dadurch, daß die Schularbeit einmal völlig aussetzt. Eine gewisse Entspannung tritt immer ein, wenn ein Wechsel in der Lebensweise erfolgt. Denn die bisher angestrengten Kräfte ruhen aus, es treten neue Neigungen hervor, andere, bisher ausgeruhte Seiten der Persönlichkeit leben auf. Daher weg in den Ferien mit den Schularbeiten! Auch die Schule fordert keine Ferienarbeiten mehr. Selbst wenn das Kind in seiner Klasse nur schwer mitkommt, braucht es, wenn es sonst fleißig gearbeitet hat, auch die Erholung. Es ist ihm das Gefühl zu gönnen, einmal frei von der gewohnten täglichen Pflicht und mehr nach seinen Neigungen Mensch zu sein. Sind Lücken nachzufüllen, so wird das nicht selten daran liegen, daß während der Schulzeit nicht treu genug geschafft wurde. Es ist daher Elternpflicht, sich rechtzeitig darüber zu unterrichten, ob und wie ihr Kind arbeitet, wie es in der Schule steht und woran es vielleicht bei ihm hapert.

Ganz besonders soll die Ferienerholung dem jugendlichen Körper zugute kommen. Das Kind mag daher bei sonst geregelter Lebensweise ergiebiger und ruhiger schlafen, denn der Schlaf bedeutet ein stärkendes Bad für die Nerven. Es soll den Tag über recht viel hinaus ins Licht, in die Sonne, es soll sich draußen bewegen, spielen, herumtummeln. Licht, Luft, Bewegung, diese Freiheit fehlt der Jugend ja gerade

während der Schulzeit, besonders im lichtarmen Winter, und doch sind sie für die Gesundheit so wichtig, daß Fontane sie mit Recht die „Geheimen Sanitätsräte“ des Menschen nennt.

Die Kinder können sich nirgends besser erholen als draußen in der freien Natur. Wir heutigen Menschen sind von ihr allzusehr entfernt und ihr entfremdet. Wir leben zu viel in Stuben, Speichern, im Steinmeer der Städte. Darum werden wir nicht selten krank und schwach vor der Zeit. Auch unsere Kinder leben vielfach wie Stubenpflanzen dahin. Daher wenigstens in den Ferien soviel wie möglich hinaus in die freie Natur, zu den eigentlichen Quellen unserer Kraft! Wenn es sich irgend machen läßt, sollten die Eltern mit ihren Kindern zusammen hinaus. Ist eine längere Reise nicht möglich, so doch vielleicht Tageswanderungen. Draußen atmet die Lunge tiefer in reiner Luft, das Blut freist schneller durch die Ädern, die Glieder werden gelenkiger, die Augen schärfen sich wieder, die Wangen bräunen sich, und am Abend erquickt nach gelegener Müdigkeit ein tiefer Schlaf. Ohne Schulmeisterei wird das Kind draußen so manches lernen, was Bücher kaum lehren, wenn nur die Eltern verstehen, mit den Kindern jung zu sein, wenn mit offenen Sinnen und frohem Herzen in die Natur gegangen wird. Es wäre ein Vorzug, wenn sich überhaupt Eltern und Kinder in diesen Wochen näher kämen. Sonst treten Berufsarbeit und allerlei Pflichten oft zwischen beide, aber in den Ferien fällt manches fort, das Herz lebt freier auf, und es schlagen sich leichter die feinen Brücken von Gemüt zu Gemüt.

Arbeit und Erholung sind zwei Pole menschlichen Seins, und in ihrem rechten Verhältnis ruht das Glück des Lebens. Auch das Kind mag diese Wahrheit schon erfahren. Es soll tüchtig arbeiten lernen, es soll zu seiner Zeit alle Kräfte anspannen, aber um das Höchste und Beste leisten zu können, braucht es auch die rechte Erholung, und die großen Ferien müssen diesem Zwecke ganz besonders dienstbar gemacht werden. P. S.

Praktische Winke für die Reise- und Wanderzeit.

Das Bestreichen eines Insektenstiches mit Seife tut gute Dienste. Am besten eignet sich hierzu gewöhnliche Kernseife. Seife ist deshalb ein bequemes Mittel, weil man es auf Reisen und Wanderungen stets zur Hand hat. S. St. R.

Fruchtzucker zu Limonaden für Reisen und Wanderungen. Aus Johannisbeeren, Himbeeren, Kirschen, Orange und Zitrone lassen sich leicht die schönsten Arten Fruchtzucker herstellen, die, in Wasser gemischt, den un bequem zu transportierenden Saft ersetzen. — Man zerdrückt die Früchte, drückt den Saft durch ein Sieb und nimmt auf 1 kg Saft 4 kg Puderzucker, bei geringem Bedarf von



Praktischer Brieftasche aus rotem Saffian für die Reise. Modell: Albert Rosenhain, Berlin. Aufnahme: Hanni Schwarze.

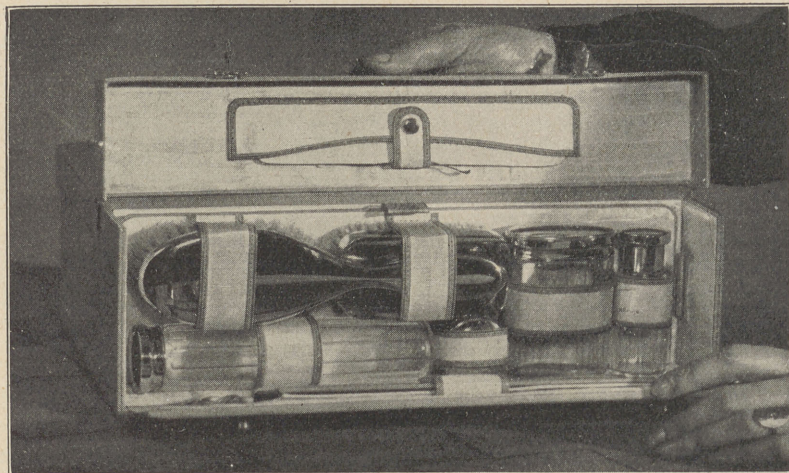


Reisetasche aus graugeflamtem und graublau kariertem Wollstoff. Der Umhang ist abzunöpfen. Aufnahme: Edith Glogau, Wien.

alles die Hälfte. Der Zucker wird in eine Terrine getan, der Saft darüber gegossen, alles mit einem Holzlöffel tüchtig vermischt und im lauwarmen Ofen getrocknet. Ist die ganze Masse richtig trocken, zerstoßt man sie auf einmal oder nach und nach im Mörser oder walzt sie auch nur mit dem Nudelholz oder einer Weinflasche recht fein und füllt sie in kleine Glasbüchsen, die man recht fest verschließt. Ein Eßlöffel solchen Zuckers ergibt, in Wasser verrührt, das erfrischende Reisegetränk. F. Sch.

Abfuchen im Walde. Mit dem Beginn der Sonntags- und Wochenendausflüge pflegt sich eine Unsitte einzustellen, die wiederholt von verhängnisvoller Wirkung begleitet gewesen ist. Es handelt sich darum, daß die Ausflügler im Walde abgefucht und dadurch Waldbrände verursacht haben. Die Polizeibehörden weisen nachdrücklich darauf hin, daß das Abfuchen im Walde verboten und strafbar ist. Mit Geldstrafe bis zu 150 M oder mit

Gefängnis bis zu 14 Tagen wird bestraft, wer an gefährlichen Stellen in Wäldern oder Heiden oder in gefährlicher Nähe derselben im Freien ohne Erlaubnis des zuständigen Forstbeamten oder des Grundeigentümers Feuer anzündet. Unabhängig von diesen



Händlicher Handkoffer mit besonderem Abteil für Toilettegegenstände. Modell: Albert Rosenhain, Berlin. Aufnahme: Hanni Schwarze.



Reisetasche in neuer, breiterer Form.

Das Plagen der Thermos-Flaschen. Niemand ist das zu heiße Einfllen schuld daran — man kann den Kaffee kochend heiß langsam hineingießen; auch nicht das Stoßen im

Zu den kleinen Plagegeistern, die eine große Wanderfreude empfindlich stören können, gehört das Wundlaufen und die Blasenbildung an den Füßen, die bei längeren Marschen durch unpassendes Schuhwerk oder grob gestopfte Strümpfe hervorgerufen werden. Aber auch andere Einflüsse, wie große Hitze oder starke Durchnässung können bei auch gut passender Fußbekleidung die Schuld an diesen Abeln tragen. Hat man in einer kleinen Blechschachtel Leutoplast, diese sinnreiche Verbindung feststehenden Pflasters und heilenden, antiseptischen Verbandes in der Tasche, so kann man, wenn man den kleinsten Schmerz verspürt, mit geringem Zeitverlust, gleich während der Tour die empfindliche Stelle verbinden. Wundschauern und das schmerzliche Aufreißen einer Blase werden vermieden. Man wird seinen Wanderplan ohne Behinderung ausführen können.

Louise Schupp.

20